

AUFZEICHNUNG DES LEBENSGANGES

24. Februar 1945 – [25. April 1945]

ACDP, NL Hermes 01-090. – Auf der Vorlage vermerkt: Zelle 496 im Strafgefängnis. Berlin, Lehrterstraße 3, Aufzeichnungen beginnen 24. Februar 1945. <Originalfassung. Andreas Hermes. 1878–1917. Lebenslauf>. – Auszüge mit eigenen Zusätzen abgedruckt in: Anna Hermes: Und setzt ihr nicht das Leben ein, S. 6–30.

Es war stets mein sehnlicher Wunsch, nach dem Abschluss meiner beruflichen Arbeit den ruhigen Abend des Lebens mit einer Aufzeichnung meines Lebensganges, meines Wollens und Wirkens auszufüllen, um den geliebten Meinigen an der Hand meiner eigenen, von Gott mit Erfolg gesegneten, aber auch von großen Irrtümern und Fehlschlägen heimgesuchten Entwicklung die Bedingtheit und Unzulänglichkeit alles menschlichen Tuns bloßzulegen, ihre Herzen für die demütige Hingabe an Gottes Willen offenzuhalten und ihr ganzes Leben auf jene über das kleine und vergängliche Erdendasein hinausreichende übernatürliche Bestimmung hinzuordnen, zu der der Schöpfer uns berufen hat. Der Herr über Leben und Tod hat es anders beschlossen, und statt im Kreise der lieben Meinigen muss ich nun einsam, als zum Tode Verurteilter, in einer kalten und kahlen Zelle des hiesigen Strafgefängnisses die nachfolgende Lebensgeschichte niederschreiben. Ich tue das in tiefer Wehmut bei dem Gedanken, die lieben Meinigen nicht mehr an meine Brust drücken und ihnen meine letzten Segenswünsche nicht persönlich aussprechen zu können, aber ich tue es gleichzeitig ohne Murren, da ich auch diese letzte schwere Prüfung aus der Hand des barmherzigen Gottes entgegennehme, dem ich auch im schwersten Augenblick meines Lebens innigen Dank sage für die vielen Wohltaten, die er mir in meinem Leben erwiesen hat.

Am 16. Juli 1878 erblickte ich in Köln/Rhein das Licht der Welt als drittes und letztes Kind meiner Eltern Andreas und Therese Hermes¹ geb.

1 | *Andreas Hermes (1832–1884), Packmeister bei der Eisenbahn, Ehefrau Therese (1839–1905).*

Schmitz. Mein Vater stammte aus einer rheinischen Seidenweberfamilie und war zur Zeit meiner Geburt im Pförtnerdienst der Eisenbahndirektion Köln tätig, in deren altem Gebäude am Rhein meine Eltern damals ihre Wohnung hatten und wo ich zur Welt kam. Mein Vater hatte als Witwer mit zwei Kindern meine Mutter, die im Privathaushalt einer Kölner Familie als Hausangestellte lebte, im Jahre 1874 geheiratet.

Meine Mutter hatte als Tochter des Landwirts Mathias Schmitz in Vettelhoven bei Gelsdorf im Kreis Ahrweiler – in der sogenannten Grafenschaft – rheinisches Bauernblut in ihren Adern. Die Familie meines mütterlichen Großvaters war mit elf Kindern gesegnet, sechs Söhne und fünf Töchter. Von den Söhnen starben drei in verhältnismäßig frühem Alter infolge von Unglücksfällen während die überlebenden Peter, Mathias, Josef und Aloys unverheiratet nach dem Tode der Eltern die väterliche Wirtschaft von rd. 90 Morgen zusammen betrieben, in der außer ihnen noch zwei unverheiratete Schwestern, Annemarie und Bertha, lebten. Von den beiden anderen Schwestern, außer meiner Mutter, heiratete eine – Maria – den Winzer Steinheuer in Heimersheim im Ahrtal und die andere – Thekla – ging zu den Ursulinen auf den Kalvarienberg und starb später als alte Klosterfrau im Kloster zu Servülle in Belgien. Als mein Onkel Steinheuer in Heimersheim früh starb, zog mein Onkel Peter von Vettelhoven zu seiner verwitweten Schwester und führte ihr die Wirtschaft bis zum Heranwachsen ihrer drei Kinder, Maria, Johann und Josef, um dann seine letzten Lebensjahre wieder in Vettelhoven zuzubringen. Meine drei unverheirateten Onkel in Vettelhoven erreichten alle ein hohes Alter und starben als vorgeschrittene Achtziger. Mein Großvater wurde über 90 Jahre alt, während meine Großmutter in Vettelhoven als Sechzigerin ihr Leben beschloss. Meine unverheirateten Tanten Annemarie und Bertha starben als hohe Sechzigerinnen vor meinen Onkeln.

Aus der ersten Ehe meines Vaters stammten ein Sohn Josef und eine Tochter Gertrud. Der Sohn Josef ging in frühen Jahren nach den Vereinigten Staaten und blieb verschollen. Die Tochter Gertrud heiratete den Schneidermeister Merzbach in Köln, aus dieser Ehe stammten eine Tochter – Margarete – , meine Stiefnichte, und ein Sohn Anton, mein Stiefneffe, der bei der Reichseisenbahnverwaltung angestellt ist und heute als Reichsbahnassistent in Köln lebt. Er ist verheiratet und hat zwei Töchter. Margarete trat in die Dienste der Reichspostverwaltung und war dort bis zu ihrer Pensionierung als Postsekretärin tätig, vornehmlich der Ausbildung von Telefonistinnen gewidmet. Meine Stief-

schwester Gertrud ist schon vor vielen Jahren gestorben, ihr Mann Merzbach ebenfalls.

Mein Vater muss von etwas unruhigem Geiste gewesen sein, was vielleicht mit seiner wenig kräftigen Gesundheit zusammenhing; er war aber heiteren Gemütes und hing sehr an uns Kindern. Ich erinnere mich noch sehr gut der schönen vormittäglichen Spaziergänge, die er gewöhnlich an den Vormittagen nach dem Gottesdienst mit uns Kindern durch die im Frühlingsschmuck glänzenden Felder und Wälder der Umgebung der Stadt M[önchen]Gladbach machte, wohin meine Eltern von Köln nach einer kurzen Zwischenstation in Bochum gezogen waren. Er verstand es dann, uns in froher Kurzweil mit allerlei Spielen und Übungen in trefflicher Weise zu unterhalten, während inzwischen die Mutter daheim das Essen bereitete. Meine Mutter war in allem ein rechtes Kind rheinischen Bauerntums, gesund an Leib und Seele, von starker, schlichter Frömmigkeit, schaffensfroh und mit einem natürlichen, verstehenden Humor gesegnet. Vollkommene Selbstlosigkeit war der Grundzug ihres Wesens; in der aufopfernden Sorge für ihre Familie ging sie ganz auf und fand darin ihre höchste Befriedigung. In seltener Weise hat sie das Ora-et-Labora² zur Signatur ihres ganzen Lebens gemacht. Als fromme Tochter ihrer Kirche pflanzte sie in unsere jungen Herzen die Grundsätze unseres heiligen Glaubens tief ein, hielt streng auf die Erfüllung unserer religiösen Pflichten, pflegte das gemeinsame Rosenkranzgebet als eine ständige Übung in der Familie und beging besonders die Hochfeste des Kirchenjahres in feierliche Weise mit uns. So verdanke ich meiner unvergesslichen Mutter den starken Halt, den die Verankerung unseres Glaubens in empfänglichen Kinderherzen mir für mein ganzes Leben gegeben hat. Und dem reifenden Menschen wurde in guten und bösen Tagen die Pietät vor der gesunden, naturstarken, aller Veräußerlichung abholden Frömmigkeit der geliebten Mutter zu einem heiligen, schützenden Vermächtnis. Ihr unerschütterliches Gottvertrauen gab ihr auch die Kraft zur Überwindung schwerer Prüfungen, die ihr nicht erspart blieben.

Mein Vater hatte nach Aufgabe seiner Stellung bei der Reichsbahndirektion sich vorübergehend mit dem Vermögen meiner Mutter als kleiner Geschäftsmann versucht, ohne aber damit Erfolg zu haben. Schließlich war er in M[önchen]Gladbach als Packmeister in einer Fabrik be-

2| *Lateinisch: Bete und arbeite, Devise Benedikt von Nursias und des von ihm gegründeten Ordens.*

schäftigt. Aber eine nach wenigen Jahren auftretende unheilbare Krankheit zwang ihn zur Aufgabe jeder Tätigkeit und meiner Mutter oblag die schwere Pflicht einer monatelangen Pflege unseres bettlägerigen Vaters, der schließlich im Dezember 1886 durch einen sanften Tod von seinen Leiden erlöst wurde. Dabei litt meine schwergeprüfte Mutter noch unter einer gewissen Spannung mit einigen ihrer Geschwister, besonders den unverheirateten Schwestern in Vettelhoven, wo man der Heirat meiner Mutter mit einem Witwer wenig freundlich gegenüberstand. Wenn auch diese Spannung im Laufe der Jahre allmählich überwunden wurde, so war sie doch lange für das allem Streit abgeneigte versöhnliche Gemüt meiner Mutter eine starke Belastung. Mit dem Tod meines Vaters lag die ganze Verantwortung für die Erziehung von uns drei Kindern auf den Schultern meiner Mutter; sie hat sich dieser Aufgabe in einer nie versagenden Hingabe vorbildlich gewidmet. Da sie mit dem ihr zustehenden Anteil an dem Vermögensbesitz in Vettelhoven haushälterisch wirtschaften musste, sah sie sich gezwungen, eine lohnende Beschäftigung zu suchen. Jahrelang erwarb sie sich durch Plätten von Wäsche einen Nebenverdienst, bis sie schließlich als Badefrau in der Städtischen Badeanstalt (Kaiserbad) in M[önchen]Gladbach angestellt wurde, ein Posten, den sie lange Jahre bekleidete. Eine weitere große Sorge bereitete meiner Mutter mein älterer Bruder Peter, der dem Alter nach meiner Schwester Therese folgte, während ich als Jüngster die Reihe beschloss. Peter, hochbegabt, eine zum Diener des Herrn berufene reine Aloysiusgestalt³ von edler, uneigennütziger Gesinnung war von Jugend auf schwächlich und hatte viele Krankheiten durchzumachen. Aber dank der sorgsamen, liebevollen Pflege meiner Mutter gelang es, das zarte Leben eine längere Zeit zu schonen, ja zu kräftigen, bis es dann schließlich doch im Alter von 21 Jahren erlosch. Meine Schwester Therese, ebenfalls reich begabt, von großer Tatkraft und starkem Willen und stets von liebevoller Fürsorge für ihre beiden Brüder erfüllt, musste schon in jungen Jahren die Last meiner Mutter tragen helfen und wurde ihr bald eine unentbehrliche und selbstständige Stütze.

Trotz aller wirtschaftlichen Beschränktheit haben wir doch mit meiner unvergesslichen Mutter schöne und anregende Jugendjahre verlebt. Im Gegensatz zu meinen Geschwistern hatte sie allerdings mit mir in mei-

3) *Anspielung auf den jung verstorbenen Heiligen Aloysius von Gonzaga (1558–1591), verehrt wegen seiner sexuellen Keuschheit und dem Einsatz für Kranke.*

ner Kindheit noch besondere Schwierigkeiten zu überstehen. Ich hatte mich bis zu meinem schulpflichtigen Alter so an das sorglose Spiel mit anderen Kindern im Freien gewöhnt, dass ich den Zwang, es mit einem täglichen Schulbesuch zu vertauschen, als einen unerträglichen Eingriff in meine Freiheit empfand und ihm mit passiver Resistenz zu begegnen suchte. Ich benutzte jeden unbewachten Augenblick auf dem Wege zur Schule, um zu entlaufen, bis ich schließlich amtlich vorgeführt wurde und damit mein Widerstand erlosch. Die Erinnerung an meinen Volksschulbesuch ist nicht ungetrübt; neben Lehrern, deren Bild rein und anziehend weiterlebt, gab es andere, die die körperliche Züchtigung in einem abstoßenden Übermaß als Erziehungsmittel anwandten. Wenn ich auch selbst wenig darunter zu leiden hatte, so ist mir doch das herdenweise körperliche Abstrafen durch einzelne Lehrer in unfreundlicher Erinnerung geblieben, so sehr man auch die Notwendigkeit der Beibehaltung dieser Strafe anerkennen mag.

Unsere gute Mutter achtete sehr auf unsere zweckmäßige und kräftige Ernährung und versorgte uns im Sommer und Herbst immer mit viel Obst, das sie auf den von den deftigen Bauern der Dörfer aus der Umgebung von Gladbach beschickten Wochenmärkten einkaufte. Sie machte sich dann stets bei der Rückkehr vom Markte eine besondere Freude daraus, uns am Tor des Schulhofes in der Pause mit einer Portion Kirschen, Johannisbeeren, Stachelbeeren oder Birnen und Äpfel zu erfrischen. Von früher Kindheit an zog mich eine große Vorliebe zum Pferde und zu Tieren überhaupt, ausgenommen Katzen, die mir im ganzen Leben fremd geblieben sind. Jede freie Stunde benutzte ich, soweit ich dazu Gelegenheit fand, um mit Fuhrleuten zu fahren und war glücklich, wenn man mir die Zügel in die Hand gab. Ich erinnere mich besonders eines gütigen alten Mannes, der mit seinem vor eine der üblichen rheinischen Karren gespannten schweren Kaltblüter von einer Ziegelei Ziegelsteine zu Baustellen fuhr. Er hatte bald an mir einen tätigen Gehilfen, der ihm beim Auf- und Abladen der Ziegelsteine half und dann stolz war, wenn er als Belohnung von der leeren Karre aus das Pferd am Zügel führen durfte. Gewöhnlich kam ich dann mit den von Ziegelsteinen völlig aufgerauten Händen nach Hause.

Eine Zeit lang wohnten wir bei einem Bäckermeister zur Miete, der mit eigenem Fuhrwerk mehrere Male in der Woche das Brot zu seinen Kunden in die Stadt und Umgebung fuhr. Ich konnte dann nach der Schule nicht schnell genug nach Hause laufen, um in Eile ein Butterbrot zu erhaschen und zum Bäcker auf den bereitstehenden Wagen zu klettern

und bis in die Dunkelheit die Zügel zu führen. Stundenlang konnte ich auf der Straße die vorbeiziehenden Pferde zählen und mich an ihrem Anblick erfreuen. Diese Liebe zum Pferde hat mich im ganzen Leben nicht verlassen, und als ich später als Eleve die Landwirtschaft praktisch erlernte, wurde ich von den Knechten des Gutes spaßhaft zum „Pädsgeck“ (Pferdegeck) getauft.

Eine beliebte Unterhaltung waren die Indianerspiele in den Wäldern der Umgegend, wo wir in Buschverstecken einen stilgerechten, ausgebauten Wigwam mit Bogen und Pfeilen und sogar einen aus dem väterlichen Besitz eines Schulkameraden stibitzten Säbel und einen kräftigen Baum als Marterpfahl hergerichtet hatten. Wir legten uns phantastische, von Karl May und anderen billigen Indianerschmökern entlehnte Indianernamen bei und führten heftige Gefechte gegeneinander, bei denen das Indianergeheul die gefährlichste Waffe war. Auch die Friedenspfeife in Gestalt von kleinen Tonpfeifen – sogenannten Mutzen – fehlte nicht, deren Genuss mit getrocknetem Kartoffellaub als Grundlage uns allerdings meist schnell um unsere martialische Haltung als Indianer brachte.

Mit Leidenschaft nahm ich an dem jährlichen Schützenfest, der sogenannten rheinischen „Prunck“ teil, konnte stundenlang mit dem Schützenzug durch die Straßen ziehen und verfolgte mit fiebernder Spannung das Schießen auf den an einer hohen Stange aufgesteckten Vogel in einer verlassenen Kiesgrube in der Nähe der Stadt. Im Herbst zogen wir auf die abgeernteten Kartoffeläcker der Bauern und brieten uns die nachgelesenen Kartoffeln in dem angezündeten trockenen Kartoffelkraut. Diese Bratkartoffeln waren mit den von anderen Äckern entlehnten kleinen, saftigen Steckrüben ein köstlicher Genuss, der allerdings mitunter durch das Erscheinen eines wenig erbauten Bauern jäh unterbrochen wurde.

So wuchs ich mit meinen Geschwistern in unbeschwerter Kindheit und harmloser Fröhlichkeit, von einer treusorgenden Mutter behütet, heran, und wir kamen in die Jahre, da sich die Frage der weiteren Ausbildung in den Vordergrund drängte. Ich muss immer wieder in der Rückerinnerung an jene Zeit die tiefe Einsicht und das aufopfernde Verständnis meiner geliebten Mutter für ihre Kinder bewundern, dass sie trotz der Beschränktheit unserer wirtschaftlichen Lage den kühnen Entschluss fasste, meinen Bruder Peter aufs Gymnasium, mich auf die Realschule – später Oberrealschule – und meine Schwester Therese in ein von

Ordensschwestern geleitetes Erziehungsinstitut in der Schweiz (Maria-Hilf bei Wiesholz, Kanton Schaffhausen) zu schicken. Gerne nahm sie die hiermit für sie entstehenden Mühen und Opfer auf sich, um ihren Kindern den von ihr klar erkannten Vorteil einer gründlichen Ausbildung zu sichern. Ich erinnere mich noch genau des Tages, an dem sie mich zur Anmeldung in das alte Gebäude der Höheren Bürgerschule in der Regentenstraße begleitete. Während mein Bruder Peter am Gymnasium seinen Studien oblag, erlebte ich nun sechs Jahre anregender und fördernder Studien unter tüchtigen Lehrern, deren Mehrzahl ich ein ehrendes und dankbares Andenken bewahre. Die Schule besaß vor allem in Professor Dr. Klausing einen ausgezeichneten Direktor, einen hervorragenden Pädagogen von großer Autorität, der uns ein erfolgreicher Förderer in den modernen Sprachen war. Meine Vorliebe galt den modernen Sprachen Französisch und Englisch sowie Geschichte und Deutsch. Mein Klassenlehrer Professor Dr. Rother, der in Mathematik unterrichtete und uns durch fünf Jahre begleitete, war mir ein väterlicher Freund und ich habe außerhalb des Unterrichts auf manchen Spaziergängen mit ihm durch Feld und Flur wertvolle Anregungen und Belehrungen sowie menschliche Förderung erfahren. Er war ein hervorragender Lehrer, mit dem nur ab und zu seine heftige Gemütsart durchging, der aber stets mit hohem Pflichtgefühl auf die Förderung seiner Schüler bedacht war. Er genoss in der Klasse eine allgemeine Achtung und Verehrung. Einen sehr anschaulichen naturkundlichen Unterricht gab uns Professor Dr. Brockmeyer, der, selbst ein eifriger Sammler, den Unterricht an Hand von Pflanzen-, Gesteinsproben und dergl. äußerst belehrend und belebend zu gestalten wusste.

Wir begannen unseren Unterricht in der Sexta mit 44 Schülern. Als ich am Schluss des ersten Tertials meiner Mutter mein Zeugnis mit dem 1. Platz⁴ brachte, war sie hoch beglückt und voll stolzer Freude. Schon in der nächsten Klasse, der Quinta, begann ich durch Vermittlung von Professor Rother, *<meinem Klassenlehrer>*, Privatunterricht an nachhilfebedürftige Schüler zu erteilen und setzte dies bis in die höheren Klassen fort. Zeitweise half ich einer größeren Zahl von Schülern gleichzeitig, so dass ich meiner Mutter schon in den unteren Klassen öfters ein verdientes Monatssümmchen von M⁵ 50–70 auf den Tisch legen konnte,

- 4| *In den Schulen des Königreichs Preußen wurden die Schüler nach ihren Leistungen im Klassenvergleich gesetzt, d. h. Hermes war Klassenbester.*
 5| *Hermes schreibt hier und im Folgenden immer „RM“ für Reichsmark, jedoch wurde die Reichsmark erst 1924 eingeführt.*

und da mein Bruder Peter in ähnlicher Weise tätig war, wurde unser gemeinsamer Zuschuss eine spürbare Hilfe für unsere rastlos arbeitende Mutter.

Die große Beliebtheit von Professor Rother in der Klasse veranlasste mich schon in der Quinta meinen Kameraden den Vorschlag zu machen, ihm zum Nikolausfest einen rheinischen Printenmann zu stiften. Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall und der nötige Fonds war bald zusammengebracht. Eine Übergabekommission von sechs Schülern wurde gewählt und am Abend des Nikolausfestes zog ich mit meinen sechs Schulkameraden, die je drei an jeder Seite den auf einer Bretterunterlage aufgebauten, recht umfänglichen Printenmann trugen, zum Hause unseres Professors Rother, wo ich nach einer kleinen Ansprache im Namen der Klasse den Printenmann ablieferte. Professor Rother war ebenso wie seine Frau freudig überrascht über den bescheidenen Ausdruck unserer Dankbarkeit. Wir durften dann nach einigen Tagen gemeinsam mit Professor Rother und seiner liebenswürdigen Gattin bei einem gemütlichen Kaffee den Printenmann verspeisen. Diese Übung haben wir bis in die hohen Klassen fortgesetzt, wobei der Printenmann jedes Jahr mit uns wuchs und schließlich eine sehr stattliche Größe erzielte. Im Jahr der Prima nahm dann kurz vor dem Fest Professor Rother mich zur Seite und schlug den Abschluss dieser schönen Übung vor, die damit ihr Ende fand. Meinen lieben und verehrten Professor Rother besuchte ich noch lange Jahre nach meinem Abgang von der Schule regelmäßig, wenn ich auf Besuch in M[önchen]Gladbach war, und es war Änni⁶ und mir eine ganz große Freude, als eines Tages mein väterlicher Freund uns in unserer Dahlemer Wohnung aufsuchte und uns einige genussreiche Stunden der Erinnerung schenkte.

Wir hatten in unserer Klasse mehr als ein halbes Dutzend Juden und mein nächster Nachbar in der gleichen Bank war während fünf Jahre der Jude Richard Kaufmann, der den 2. Platz in der Klasse innehatte. Er war ein sehr begabter Schüler, pflichtbewusst, zuverlässig und von einwandfreiem Charakter. Zwischen uns beiden bestand stets ein gewisser Wettbewerb. Trotzdem keine näheren Beziehungen zwischen den jüdischen und den anderen Schülern unterhalten wurden, bestand doch ein durchaus friedliches und korrektes Verhältnis zwischen ihnen; von irgendeiner Hassatmosphäre war keine Rede. Im Erleben der Ent-

6| *Kosenamen für seine Frau Anna Maria Hermes, geb. Schaller (1894–1976).*

setzen erregenden, unsagbar rohen Schandtaten, die in den letzten Jahren ein verbrecherisches Regime im gestohlenen Namen des deutschen Volkes an den Juden nicht nur in Deutschland, sondern in einer Reihe fremder Länder verübt hat, habe ich oft mit tiefer Erschütterung jener glücklichen Zeiten gesitteten menschlichen Zusammenlebens zurückgedacht, in denen wir unsere Jugend zubringen durften.

Wie ich vor einiger Zeit von einem früheren Mitschüler erfuhr, ist Richard Kaufmann, der sich dank seiner Tüchtigkeit und seines Fleißes zu einer geachteten Stellung in der M[önchen]Gladbacher Industrie emporgearbeitet hatte, als einer der Letzten aus der Stadt abtransportiert worden und wird wohl längst, wie so unsäglich viele seiner Rassegossen, als Opfer niederträchtiger, verrohter Mordbuben gefallen sein. Erst bei einem solchen, durch persönliche Erlebnisse lebendig gemachten Vergleich wird einem der ganze Abgrund von verbrecherischer, unvorstellbarer Grausamkeit und Schande klar, in den unser Volk – Gott sei's geklagt – hinabgesunken ist. Und ich kann nur mit tiefer Zerrissenheit in der Seele auf die große Zahl Deutscher blicken, die selbst als Christen gegenüber solchem Übermaß von teuflischer Bestialität nicht mehr sittlich zu reagieren vermochten. So musste das göttliche Strafgericht über unser Volk hereinbrechen, das sich mit frivolem Leichtsin überheblich fremden Göttern zuwandte und zur unchristlichen Anbetung der rohen Gewalt hinab sank.

Während der Schulzeit machte ich mit meinem wanderlustigen Bruder Peter viele schöne und anregende Ferianausflüge, die uns in manche Gegenden unserer schönen rheinischen Heimat führten. Zuweilen kam es dabei zu lebhaften Meinungsverschiedenheiten, bei denen ich aber regelmäßig den Kürzeren zog, da Peter die allerdings stets bescheidene Kasse bei sich führte. So erinnere ich mich, dass wir nach Rückkehr von einem Besuch der Ebernburg des Franz von Sickingen unterwegs in einen Disput gerieten, der Peter wohl wegen meiner Hartnäckigkeit so ärgerlich machte, dass er kategorisch erklärte: „Jetzt fahren wir sofort nach Hause.“ Unsere ursprüngliche Absicht war von Münster a. Stein über Trier nach Mettlach a. d. Saar zum Besuch eines Gymnasialisten zu fahren, dem Peter in M[önchen]Gladbach Nachhilfe erteilte und der uns in seine Heimat eingeladen hatte. Die Erklärung von Peter schnitt jede Diskussion ab und ich folgte ihm zögernd zum Bahnhof in Münster a. Stein in tiefer Enttäuschung, dass unsere schöne Reise nun zu Ende gehen sollte. Erlöst atmete ich dann auf, als ich am Schalter hinter ihm stehend ihn sagen hörte: „Zwei Billets vierter Klasse nach

Trier.“ So waren wir wieder ausgesöhnt. Die vierte Klasse war unser ständiger Reiseplatz, und wir konnten da manche lehrreiche Beobachtung aus dem Volksleben machen. Mit Vorliebe klopften wir auch bei Klöstern an, übernachteten zuweilen dort und fanden immer seelische und körperliche Stärkung. Die Eifel mit ihren zahlreichen malerischen Punkten war das Hauptziel unserer Ausflüge, und in tagelangen Wanderungen genossen wir in froher Jugendfreude die Schönheiten der Natur.

Unsere Stadt M[önchen]Gladbach war ein besonderer Brennpunkt katholischen Lebens und als Sitz des Volksvereins für das katholische Deutschland⁷ in weiten Kreisen bekannt. Die Stadt hat eine wechselvolle Geschichte, der mein Bruder Peter schon als Gymnasiast eine besondere Schrift gewidmet hat. Sie war Sitz einer reichen Benediktiner-Abtei, deren herrliches romanisches Münster mit dem heute als Rathaus dienenden umfangreichen Klostergebäude auf einer Anhöhe in der Mitte der Stadt beherrschend ins Land schaut. Neben dem Münster hatte M[önchen]Gladbach noch eine Pfarrkirche in der Nähe des Marktes und ferner eine Reihe von Kirchen in den einzelnen Stadtteilen. Als gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Franziskaner an der Bettratherstraße eine Niederlassung gründeten, erfuhr das religiöse Leben in der Stadt eine nachhaltige Belebung. Die Franziskanerkirche mit ihren stimmungsvollen kirchlichen Festen und den packenden, volkstümlichen Predigten des Paters zog die Gläubigen zunehmend an, und auch meine Mutter suchte gern Trost und Stärkung in der stillen Klosterkirche. Einige der Pater kamen zum gemütlichen Kaffee in unsere Wohnung, und ich gedenke mit besonderer Sympathie des ausgezeichneten Paters Leopold, des Beichtvaters meiner Mutter. Auch mit den Kaplänen, besonders in der Marienkirche im Stadtteil Eicken, als wir noch dort wohnten, standen wir in freundschaftlicher Beziehung, und wir hatten als Kinder immer eine stolze Freude, wenn wir besonders dem Kaplan von Schlinkhoven zu seinem Namenstage eine köstliche Torte bringen durften. Als Verwalter der Borromäus-Bibliothek⁸ hatte er Peter und mich als seine Gehilfen bestellt, die beim Katalogisieren und bei der sonn-

7| *Der 1890 noch von Ludwig Windthorst mitbegründete „Volksverein für das katholische Deutschland“ war die wichtigste Vorkampfordorganisation des Zentrums und fungierte entscheidend in den Wahlkämpfen. Im späten Kaiserreich wurden viele spätere Zentrumsmitglieder auf Lehrgängen des Volksvereins ausgebildet.*

8| *Der 1845 gegründete, noch heute bestehende Borromäusverein unterstützt den Ausbau katholischer Pfarrbüchereien.*

täglichen Ausgabe der Bücher helfen durften. So hatten wir die Gelegenheit, die reichhaltige Bibliothek zu umfassender Lektüre zu benutzen. Zu Hause betrieben wir häufiger Predigtübungen, an denen besonders Peter interessiert war, der sich schon frühzeitig für den priesterlichen Beruf entschieden hatte. Wir ahmten dabei das Verfahren der Franziskanerpater nach, die nach der Einleitung zu ihren Predigten ihren Umhang abnahmen und dann die eigentliche Predigt fortsetzten. So zogen wir nachahmend nach einer kurzen Einleitung unseren Rock aus und predigten in Hemdsärmeln weiter, was aber alles mit großem Ernst und Eifer geschah.

Einmal weilten wir während der Ferien zu einem längeren Aufenthalt in der Kartause Hain bei Ratingen in Düsseldorf, wohin uns der uns befreundete Kaplan Schmitz von der Gladbacher Hauptpfarrkirche empfohlen hatte. Er hatte nach einem eigenen Besuch eine Schrift über die Kartause⁹ geschrieben, war von ihren Einrichtungen begeistert. Es war für uns ein packendes, seltsames Erlebnis, inmitten der in weiße Tracht gekleideten, ganz dem beschaulichen Leben gewidmeten Kartäusern zu weilen und ihren nächtlichen und täglichen zahlreichen Gebetsübungen beizuwohnen. Das Kloster verfügte über eine umfangreiche Ökonomie, einen großen Obst- und Gemüsegarten und alle möglichen handwerklichen Betriebe. Dem herrlichen Obstgarten mit seinen einladenden Früchten galt unser besonderes Interesse, bis ein Klosterbruder unserem starken Konsumbedürfnis eine brüske Grenze setzte. Die Klosterküche versorgte uns im Übrigen mit köstlichen Eierspeisen, Fleischgenuss ist den Kartäusern nicht gestattet. Die Versuche des Paters Vikar, uns als künftige Novizen zu gewinnen, fielen anfangs unter den neuen, uns begeisternden Eindrücken auf fruchtbaren Boden, zerstoßen aber bald, als wir uns nach der Heimkehr in der Mitte unserer jugendfrohen Kameraden wiederfanden. Bei meinem Bruder Peter hielt allerdings die Nachwirkung etwas länger an als bei mir.

Mich packte vielmehr der Aufenthalt auf dem Hofe unserer Onkel und Tanten in Vettelhoven, die wir in den Ferien öfter zusammen mit unserer Mutter und auch allein besuchten. Sobald wir auf dem Hofe ankamen und mir der frische Geruch der Äcker und der starke bäuerliche Duft aus den warmen Ställen und der Düngerstätte entgegenschlug,

9| *Hubert Schmitz: Unter den Kartäusern. Eine Beschreibung der Kartause Hain bei Düsseldorf und des Lebens ihrer Bewohner. M. Gladbach 1892.*

war ich in meinem Element, mütterliches Erbe, voce di sangue¹⁰. Mit leidenschaftlicher Begeisterung zog ich besonders in der goldenen Erntezeit mit den Onkel hinaus auf die Felder, um das reife Korn zu bergen, und war glücklich, wenn ich vom leeren Wagen aus die Zügel der stattlichen Gäule führen durfte. Ich erinnere mich noch genau des schönen Bildes, als mein Großvater als hoher Achtziger noch mit uns Jungen bei der Bergung des reichten Erntesegens durch kleine Handreichungen mithalf. Durch unermüdlichen Fleiß und großer Tüchtigkeit hatte er mit seinen zahlreichen Kindern seinen Hof aus bescheidenen Anfängen zu einer ansehnlichen Größe gebracht, und die „Schmitzen“ galten im Dorf als angesehene und allgemein geachtete Leute.

Die Woche galt der intensiven Arbeit und der Sonntag der Kirche. Wirtschaftsbesuche war ihnen ihr Leben lang fremd. Die ruhige Winterzeit benutzten die Onkel in früheren Jahren als geschickte Böttcher zur Anfertigung von Fässern, die sie mit eigenem Fuhrwerk auf städtische Märkte brachten. Bei ihren äußerst bescheidenen persönlichen Ansprüchen und ihrer überlegten, vorsichtigen Wirtschaftsweise verfügten sie stets über ausreichendes flüssiges Kapital, so dass sie an Genossenschaften Geld auszuleihen in der Lage waren. Die älteste Winzergenossenschaft der Ahr in Mayschoss erhielt ihr erstes Darlehen von meinen Onkeln, aus dem uns heute noch nach der Aufwertung¹¹ bescheidene Zinsen zufließen. Dabei waren sie stets auf moderne Fortschritte im landwirtschaftlichen Betrieb bedacht. Sie verfügten über neuere Maschinen und Geräte sowie Motor und bauten neben dem alten Haus meines Großvaters ein neues, massives geräumiges Haus sowie eine große neue Scheune. Pferde, Rinder und Schweine wurden sorgfältig gepflegt und strahlten Behagen aus. Die Hauptnahrung bestand aus Erzeugnissen der Milchwirtschaft – sie hatten etwa 15 Milchkühe –, Butter, Käse und frischer Milch; daneben spielten Eier noch eine Rolle. Fleisch kam selten auf den Tisch, sonntags und nach den herbstlichen Schlachtungen. Das Essen wurde stets am gemeinsamen großen Tisch mit Knechten und Mägden eingenommen, die wohl selten ein Scheltwort von meinen Onkeln hörten. Wenn eine Zurechtweisung nötig war, erfolgte sie in ruhiger, bestimmter Art und wirkte vor allem durch das

10| *Italienisch: Stimme des Blutes.*

11| *Nach der Hyperinflation von 1923 wurde durch das Aufwertungsgesetz von 1925 ein Teil vorher bestehender Verbindlichkeiten auf Reichsmark umgestellt, so dass die Gläubiger keinen Totalverlust erlitten.*

Beispiel meiner Onkel, über deren ganzem Wesen eine klare Sicherheit lag als natürlicher Ausdruck einer steten Pflichtbereitschaft.

Sie lebten ihr eigenes Leben, in Frieden und Eintracht mit ihren Dorfgenossern, hielten sich aber von den Niedrigkeiten des Alltags fern, die ihrer geraden Natur sehr zuwider waren. Für die Bedürfnisse der Kirche hatten sie stets eine offene Hand; als im Dorf Vettelhoven, das zur Pfarrei Holzweiler gehört, eine besondere Kapelle gebaut wurde, gehörten sie zu den ersten Geldgebern. In ihrer äußeren Erscheinung verrieten meine Onkel die ihres Wertes bewussten Vertreter unabhängiger Bauerngesinnung, ohne indes einen ihnen ganz fremden, verletzenden Stolz zur Schau zu tragen. Hochgewachsen, alle drei alte Gardisten¹², hatten sie scharfgeschnittene, ebenmäßige und klare Züge, die Energie und Festigkeit bekundeten, hinter ihrer hohen Stirn saß ein beobachtender Verstand und in ihren hellen Augen leuchtete Kühnheit und Schaffenslust. Es mag für den Neffen unbescheiden klingen, aber ich darf es aussprechen, dass sie mir stets als vollkommene Bauernaristokraten erschienen sind. Als sie im hohen Alter die Wirtschaft selbst nicht mehr zu führen vermochten, wurden die Ländereien einzeln an Bauern verpachtet. Therese und ich bemühten uns noch, den Onkeln die letzten Lebensjahre zu erleichtern. Als eine liederliche Haushälterin sie mit ihrem Liebhaber betrog, setzten wir sie kurzerhand an die Luft und ich brachte nach längeren Bemühungen mit liebenswürdiger Hilfe des Pfarrers von Dernau, Mockenhaupt, ein tüchtiges Mädchen als Ersatz, während in Ahrweiler Therese den Onkeln die Wirtschaft führte.

Während dieser Recherche war mir an einem regnerischen Tag beim Abstieg ins Ahrtal ein Malheur zugestoßen, indem ich am Hang ausglitt und mir die Hose quer über das Knie böse zerriss. Da ich in diesem Aufzug kein passender Bewerber um eine Wirtschaftlerin war, ging ich kurz entschlossen zu der mir bekannten Winzergenossenschaft in Dernau, wo ich mich zunächst an einem ordentlichen Schluck Ahrrotwein stärkte und hilfsbereite Küferhände meine Hose flickten, wobei einer meinte: „Das hätt ech och net gedag, dat mer noch ens den Minister de Botz flecken.“¹³ Am Abend konnte ich mit Anna heimkehren, die meinen Onkeln noch eine treue Pflegerin war. So verlebten sie einen,

12| *Anspielung auf die „langen Kerls“, die preußischen Gardegrenadiere, die wegen eines Mindestmaß an Körpergröße ausgewählt wurden.*

13| *Platt für: Das hätte ich auch nicht gedacht, dass unsereins dem Minister die Hosen flicken.*

wenn auch nicht langen, doch ruhigen und friedlichen Lebensabend. Als erster starb der älteste, Ohm Peter; ihm folgte der jüngste, Ohm Aloys, und als letzter ging Ohm Mathias Josef heim. Wir waren bei seinem Tode in Vettelhoven anwesend und konnten ihm in den letzten Tagen noch beistehen. Ruhig und gleichmäßig wie sein Leben war auch sein Sterben. In tiefer Ergriffenheit stand ich am Totenbett des Letzten aus kraftvoller und im Leben nimmermüder Familie der Schmitz und es war mir, als ob der ganze einsame Hof mit seinen nach der Verpachtung der Ländereien leerstehenden Ställen, seiner kahlen Scheune und der Totenstille um das verlöschte Leben des letzten Schmitz mittrauerte. In Rührung und Dankbarkeit gedachte ich der glücklichen Kindheits- und Jugendtage, die ich in Vettelhoven erleben durfte, wenn wir mit unserer Mutter die gemeinschaftliche Reise über Köln, Bonn, Meckenheim oder über Remagen, Ahrweiler machten, wobei immer die Reise zu Schiff von Köln bis Remagen ein besonderes Ereignis war, wenn ich als kleiner Junge nach getaner Feldarbeit auf den alten Hektor gehoben wurde und stolz allein zum Hofe heranritt und wie ich dann später noch öfters in reiferen Jahren und auch einmal als Minister nach Vettelhoven kam. Durch Blut, Tradition und persönliches Erleben fühlte ich mich so mit Vettelhoven verbunden, dass ich später gemeinsam mit Änni den Plan fasste, Vettelhoven für unsere Familie zu erwerben, ein Plan, den wir nach unserer wirtschaftlichen Lage leicht hätten verwirklichen können, wenn nicht das alles zerstörende Nazisystem auch mich aus allen in pflichtgemäßer Arbeit errungenen Stellungen hinausgeworfen und damit die feste und sichere Grundlage unseres wirtschaftlichen Seins zerstört hätte.

Die Erben von Vettelhoven waren meine Schwester Therese und ich gemeinschaftlich zur Hälfte und meine beiden Vettern Johann und Josef Steinheuer sowie meine Cousine Maria Assenmacher geb. Steinheuer, diese drei gemeinschaftlich ebenfalls zur Hälfte. Meine Cousine Maria war mit dem Lehrer Christian Assenmacher in Heimersheim verheiratet, der dort jahrelang Rendant der Spar- und Darlehnskasse war. Er war ein äußerst gewissenhafter Mann mit tüchtigen wirtschaftlichen Kenntnissen und einem praktischen Geschäftssinn. Aus der Ehe stammte eine Tochter Maria, die musikalisch begabt war, eine gründliche musikalische Ausbildung genoss, aber später leider sehr unter nervöser Überreizung litt. Assenmacher besaß ein schönes großes Haus in Heimersheim mit Weinberg und größeren Obstgärten. Außerdem erwarb er später zwei Häuser in Godesberg, deren eines er mit seiner Familie in der Dürenstraße, nicht weit von unserem späteren Heim,

bewohnte. Mein Vetter Johannes war mit einer Bauerntochter verheiratet und wohnte in Överich, wo er einen schönen Bauernhof bewirtschaftete. Leider geriet er durch unglückliche Unternehmungen in große wirtschaftliche Schwierigkeiten, die ihn ebenso wie seinen nach Heimersheim verheirateten und wirtschaftlich schwachen Bruder Josef dazu trieben, sehr bald auf den Verkauf von Vettelhoven zu drängen. Josef bewirtschaftete in Heimersheim z. T. mit seinen zahlreichen Söhnen einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb. Gegenüber dem Drängen von Johann und Josef verhielten Christian sowie Therese und ich uns ablehnend, konnten aber schließlich angesichts des fortgesetzten ungestümen Drängens der beiden geldbedürftigen Vettern den Verkauf von Vettelhoven nicht verhindern, der während unseres Aufenthaltes in Kolumbien mit Justizrat Abs aus Bonn getätigt wurde. Vor unserer Abreise nach Südamerika hatte ich meiner Schwester Therese zu ihrer Sicherstellung und in Abgeltung ihrer großen für unsere Kinder gemachten Aufwendungen meinen Anteil an Vettelhoven abgetreten, dessen Gegenwert sie dann während unserer Abwesenheit nach ihrer Pensionierung zum Ankauf des schönen Hauses in Godesberg benutzte, das ich nach ihrem Tode 1940 von ihr erbte.

Ich kehre mit meinen Erinnerungen nach M[önchen]Gladbach zurück. Ostern 1896 erhielt ich an der Realschule das Einjährigen-Zeugnis¹⁴, und nun entstand für mich die große Frage, ob ich die im gleichen Jahre zur Oberrealschule ausgebaute Anstalt bis zum Zeugnis der Reife weiter besuchen sollte. Nur drei Schüler hatten sich hierzu gemeldet, die Mehrzahl verließ die Schule, um sich dem kaufmännischen Beruf oder industrieller Tätigkeit zu widmen. M[önchen]Gladbach als Zentrum der rheinischen Baumwollindustrie – neben Aachen als Sitz der Tuchwollindustrie und Krefeld als Zentrum der Seidenindustrie – bot jungen strebsamen Leuten manche Aufstiegsmöglichkeit. Mein Entschluss stand von Anfang an fest, der Stimme des Blutes folgend mich dem landwirtschaftlichen Beruf zu widmen, ohne dass ich mir damals irgendwie Klarheit über die Möglichkeiten des landwirtschaftlichen Berufes für mein späteres Fortkommen verschafft hätte. Es war eine reine Instinkthandlung, der ich unbewusst nachgab. Mein verehrter Lehrer Professor Dr. Rother gab sich die größte Mühe, meinen Entschluss rückgängig zu machen und mich zur Fortsetzung des Schulstudiums zu

14 | Begriff für die Mittlere Reife, die dazu berechnete, bei Bezahlung der eigenen Ausrüstung und Verpflegung nur verkürzten Wehrdienst (als „Einjährigen-Freiwilliger“) zu leisten.

bewegen. Es war alles vergebens, und es sprach wieder für den klaren Blick und die Lebensklugheit meiner Mutter, dass sie die Entscheidung ganz mir überließ. Bereits im April 1896 trat ich meinen Dienst bei der Freiherr von Solemacherschen Gutsverwaltung auf Burg Wachendorf bei Satzvey Krs. Euskirchen an. Wachendorf ist ein rund 100 Morgen großes Gut im Gebiet der Voreifel mit teils ebenen, von schweren Weizen- und Zuckerrübenböden in den ebenen Teilen und leichteren Roggen- und Kartoffelböden im koupierten Terrain. Größere Waldungen gehörten zum Gut. Der Viehbestand umfasste rund ein Dutzend Ackerpferde, schweres rheinisches Kaltblut, 30–35 Stück Rindvieh – schwarzbunte Ostfriesen –, 12–15 Zuchtschweine (deutsches Edelschwein) und eine Schafherde von rd. 100 Mutterschafen (grobwolliges Landschaf). Ferner verfügte das Gut über eine größere, in der Nähe des Schlosses gelegene fortschrittlich betriebene Obstgärtnerei. Baron von Solemacher bewohnte das geräumige Schloss mit seiner Familie, war aber viel abwesend.

Die Leitung des Gutsbetriebes lag ganz in den Händen des Verwalters Kessel, der ein äußerst intelligenter und modern wirtschaftender Praktiker war. Er hatte Volksschulbildung und die landwirtschaftliche Winterschule¹⁵ in Zülpich besucht, war aber ein selfmade man in des Wortes bester Bedeutung, allem Fortschritt aufgeschlossen und im Rahmen des wirtschaftlich Möglichen auf die Erprobung von bessernden Neuerungen bedacht. Dabei war er ein kühler, scharfer Rechner und schrieb einen klaren, ausgezeichneten Stil. Selbst von strengem Pflichtgefühl stellte er hohe Anforderungen an das Personal, war aber gerecht und von menschlichem Verständnis. Ich verdanke ihm viel; er machte mich mit den Grundlagen der praktischen Landwirtschaft vertraut und war mir ein ausgezeichnete Lehrherr. Ich wohnte mit ihm im Verwalterhaus und hatte dort ein schönes geräumiges Zimmer. Kessel war unverheiratet, den Haushalt führte eine tüchtige Wirtschaftlerin. Das Essen nahmen wir beide zusammen ein.

Die Führung der Obstgärtnerei war dem Obergärtner Schaal¹⁶ anvertraut, einem Fachmann von hoher Intelligenz und großem Können. Er

15| *Vorläufer der heutigen Berufsschulen, in der angehenden Landwirten in der Regel in zwei Winterhalbjahren theoretisches Wissen über die Führung eines landwirtschaftlichen Betriebes vermittelt wurde.*

16| *Vermutlich handelt es sich um Gustav Schaal, von dem etliche Publikationen zum Obstbau nachweisbar sind.*

war später in den Diensten des württembergischen Staates tätig und veröffentlichte wertvolle Schriften über den deutschen Obstbau. Die Betreuung der Waldungen oblag zwei Förstern, von denen einer namens Bose auch den großen Hundezwinger im Schlosshof mit deutschen Vorstehhunden und englischen Pointers versorgte. Er fiel mir damals schon durch ein etwas sonderbares Wesen auf, das zum Spintisieren neigte. Über die Fütterung der Jagdhunde hielt er mir manchmal lange Vorträge und erzählte mir, dass seine Hunde abwechselnd verstopft seien und Durchfall hätten. Dementsprechend gab er tagelang Hundekuchen und dann wieder Reis als Futter im periodischen Wechsel. Sein eigenartiges Wesen muss sich im Laufe der Jahre verstärkt haben und sein Leben endete auf tragische Weise. Als der Nachfolger des Barons von Solemacher, Herr von Mallinckrodt, sich mit dem Gedanken trug, ihn in eine Anstalt bringen zu lassen, muss der alte Förster hiervon Kenntnis erhalten haben und tötete dann von Mallinckrodt und seine Frau durch Gewehrschüsse, als sie gerade im fertig bepackten Auto sitzend vom Schloss aus in die Sommerfrische fahren wollten. Sich selbst erschoss er gleich hinterher.

Die erste Eingewöhnung in die landwirtschaftliche Praxis wurde mir nicht leicht. Es war doch ein schroffer Wechsel von der Schulbank unmittelbar zur Drillsaat im Frühjahr auf die z. T. steinigen Äcker, wobei ich die Aufgabe hatte, hinter der Drillmaschine gehend mit einem mit einer eisernen Spitze versehenen Stab die Öffnungen der Drillscharen freizuhalten. Aus ihnen floss das Saatgetreide in die durch die Drillscharen gezogenen Reihen in den Saatacker, und man musste ständig auf der Wacht sein, um die besonders im feuchten Acker leicht sich unten an die Scharen festsetzenden Erdklümpchen zu entfernen und damit das Aufstauen des Getreides am oberen Teil der Scharen und die nachfolgende Unterbrechung der Aussaat zu verhindern. Jede Unachtsamkeit wurde später beim Aufgehen der Saat durch kahle Stellen sichtbar, eine automatische Kontrolle, die sehr unbequem war. In den ersten Wochen dieser Tätigkeit war ich durch die ununterbrochene Bewegung auf dem hügeligen und steinigen Gelände körperlich äußerst erschöpft und fiel abends in tiefen, festen Schlaf, aus dem am frühen Morgen mich nur ein sehr lautes Wecken rief. Einmal vermochte sogar ein Brand im Schloss, der das halbe Dorf in Bewegung brachte, mich nicht aus meinem Schlummer herauszureißen. Aber allmählich gewöhnte sich mein Körper an die neue Art des Lebens, die köstliche, stärkende, ozonreiche Luft und ein gesegneter Appetit verschafften mir eine nachhaltige körperliche Kräftigung. Der stete Wechsel in den land-

wirtschaftlichen Arbeiten, die Mannigfaltigkeit der Geschehnisse in Natur und Wirtschaft ließen keine Langeweile aufkommen. Allein die Kultur der Zuckerrübe von der Saat über das Verziehen und Vereinzeln der Pflanzen bis zum Hacken und der Ernte sowie dem Verladen lieferte eine abwechslungsreiche Kette von landwirtschaftlichen Beschäftigungen, deren Abschluss schließlich im Herbst und Winter die Abfuhr der von der Zuckerfabrik zurückgelieferten Rübenschnitzel war, die ein wertvolles Futtermittel für das Rindvieh waren.

An den sonntäglichen Nachmittagen war es mir bei schönem Wetter stets ein besonderer Genuss, allein durch die Felder zu wandern, mich am Wachstum der Saaten zu erfreuen und der versprechenden Reifezeit entgegenzuharren. Am Abend gab es dann häufiger anregende Unterhaltung mit den prächtigen Lehrern aus Wachendorf und Antweiler. Das Gut beschäftigte als ständigen Arbeiter einen äußerst tüchtigen und geschickten Vorarbeiter, eine Reihe von Knechten und andere Arbeiter sowie Frauen und Mädchen aus dem Dorfe Wachendorf. Hinzu kamen dann vom Frühjahr bis zum Herbst die sogen. Sachsengänger, Männer und Mädchen meist aus der Provinz Brandenburg, die vor allem Hack- und Mäharbeiten im Akkord verrichteten. Die einheimischen Arbeiter waren im Allgemeinen fleißig und willig, und ich bin stets gut mit ihnen ausgekommen. Die fremden Arbeitskräfte verrichteten die ihnen übertragenen Arbeiten selbständig.

Meine besondere Vorliebe galt dem Viehbestand; als Ehre hatte ich jeden Abend vor dem Zubettgehen alle Ställe abzuleuchten, um nachzusehen, ob keinerlei Unordnung herrschte, kein Tier los war und dergleichen. Jeden Abend entbrannte dann ein stiller Kampf mit der Wirtschafterin, der ich alle Brotreste stahl, deren ich habhaft werden konnte, um damit meine Lieblinge zu füttern. Unter den Pferden war eine Rotshimmelstute Ida, ein gut gebautes, leichteres Reit- und Wagenpferd, das ich besonders liebte. Kaum öffnete ich in der Dunkelheit die Tür zum Pferdestall, als mir ein freudiges Wiehern der Ida entgegenschlug, die auf ihren Leckerbissen wartete. Ich löste ihre Kette und setzte mich auf die Haferkiste, wohin sie mir dann sofort ohne weitere Aufforderung folgte. Später hat dann leider Ida mir einmal einen bösen Streich gespielt, als ich mit ihr meine Mutter, die mich besucht hatte, zum Bahnhof Satzvey bringen wollte. Ida war sehr nervös, und als ich hinter unserem Dorfe etwas ungeschickt über einzelne, zur Wegverbesserung aufgeschichtete Steinhäufen fuhr, erschrak sie so, dass sie durchging. Es gelang mir nicht, sie zu halten, und als meine neben mir auf dem

Bock sitzende Mutter mir in guter Absicht helfend in die Zügel fallen wollte, lehnte ich das in meiner Erregung mit so lauten Worten ab, dass Ida nur noch toller davonraste. Mit höchster Kraft gelang es mir noch, sie haarscharf an den Klauen eines Paares Ochsen vorbeizureißen, die vor eine Walze gespannt uns auf der Straße entgegenkamen. Im nächsten Augenblick war das Spiel für meine Mutter und mich aus. Der Nagel, der Vorder- und Hinterwagen verband, zerbrach, die Zügelleine zerriss und wir beide lagen am Boden, während Ida davonjagte. Glücklicherweise blieb meine Mutter völlig unverletzt, während ich mit einigen Hautabschürfungen davonkam. Bald nach dem Unglücksfall brachten Bauern aus dem benachbarten Dorf Lechenich mir die an den Hinterbeinen blutende Ida zurück, deren Verletzung sich gottlob als gering erwies. Der Wagen wurde notdürftig zusammengeflickt, und nun ging es in traurigem Zug zu Fuß zurück durch die Dorfstraße, deren Anwohner mit einem Eleven geltenden leichten Schmunzeln das kümmerliche Bild belächelten. Nach einigen Tagen machte in der Gegend das von einem alten witzigen Bauern stammende Wort die Rund: „Hä (der Eleve) hett et Lüntche (Nagel) verlore.“ Mein Chef nahm das Malheur nicht tragisch, um so weniger, als der Schaden unerheblich war, gab mir aber am nächsten Morgen den ältesten Gaul des Stalles, den Rappen Cäsar, mit dem ich dann meine Mutter in gemächlichem Trabe zum Bahnhof in Satzvey fuhr – Cäsar hatte übrigens auch seine Mucken; er pflegte zuweilen statt vorwärts zu gehen seine Karre konsequent zurückzuschieben, und der jüngste Knecht, der sich nicht anders zu helfen wusste, kam eines Tages mit Cäsar und der vollbeladenen Karre Klee mit Cäsar rückwärts in den Hof geschoben.

Sehr erfreut war ich, als mich eines Tages Peter besuchte. Peter hatte nach bestandem Abitur, zu dessen mündlicher Prüfung er krank im Wagen gefahren werden musste, zu seiner Erholung Bad Wörishofen besucht, wo er noch das so verdienstvolle Wirken des Pfarrers Sebastian Kneipp¹⁷ miterlebte, und bezog anschließend als Student der Theologie die Universität Innsbruck, um im Wintersemester 1896/97 zur Fortsetzung seiner Studien an die Universität Bonn zu gehen. Wie alle Theologiestudenten wohnte er im Albertinum am Rhein und erfreute sich der besonderen Zuneigung des damaligen Regens Dr. Düsterwald. Seinen Besuch in Wachendorf benutzten wir zu einem Kirmesausflug in ein benachbartes Dorf und genossen die Wagenfahrt in der schönen

17| *Sebastian Kneipp (1821–1897), bayerischer Priester und Begründer der Wasserkur („Kneippkur“).*

Natur in vollen Zügen. Es war das letzte Mal, dass ich meinen Bruder Peter lebend sah. Im Dezember 1896 erhielt ich ein Telegramm von seinen Kommilitonen aus Bonn, das seine ernste Erkrankung meldete und mich nach Bonn rief. Am Bahnhof holten mich auch zwei seiner engeren Kommilitonen ab, die mich auf das Schlimmste vorbereiten sollten. Ihre Mitteilungen klangen so ernst, dass ich sie gleich fragte, ob Peter tot sei¹⁸. Sie bejahten es und wir legten den Rest des Weges durch den Hofgarten schweigend zurück. Im Albertinum traf ich meine Mutter und Therese in tiefer Trauer an und meinen geliebten Bruder heimgegangen in den ewigen Frieden mit einem wundervollen Glanze auf den reinen, keuschen Zügen. Der Verlust war besonders für meine liebe Mutter ein harter Schlag, die ihre ganze Fürsorge meinem schwächlichen Bruder stets zugewandt und in der freudigen Erwartung des von ihm gewählten hohen Berufes gelebt hatte. Es waren schmerzliche Tage des Wiedersehens, aber Therese und ich erbauten und stärkten uns an der christlichen Fassung, mit der unsere Mutter in demutsvoller Hingabe an Gottes heiligen Willen die harte Prüfung auf sich nahm. Unter Teilnahme der gesamten Bonner Studentenschaft, deren Korporationen in Wichs erschienen waren, bewegte sich der lange Trauerzug zum Bahnhof, wo die Korporationen durch Senken der Fahnen und Kreuzen der Schläger Abschied von der in einem Eisenbahnwagen aufgebahrten sterblichen Hülle unseres lieben Peters nahmen. Unser lieber Bruder wurde dann auf dem Gladbacher Hauptfriedhof beigesetzt. Mit ihm ging ein die edelsten Hoffnungen erweckender reiner Jüngling von hohen Geistesgaben und einem aufrechten, jedem Falsch abholden Charakter, dessen ansprechendster Zug vielleicht seine vollkommene Selbstlosigkeit war, heim. In den letzten Monaten hatte er in ergreifenden Versen trüben Todesahnungen Ausdruck verliehen, aber noch bis kurz vor seinem Tode war er noch um seine Mutter und Geschwister rührend bemüht. Ich blieb noch kurze Zeit bei den Meinen in M[önchen]Gladbach und fuhr dann wieder nach Wachendorf zurück.

Im Betriebe wurde ich im Wechsel der Jahreszeiten mit allen landwirtschaftlichen Arbeiten vertraut, vom Pflügen, Säen, Mähen bis zum Dreschen mit dem Dreschflegel, mit dem wir wintertags Kleesamen droschen. Besonderes Interesse fand ich an dem 14-tätigen Probemelken zur Feststellung des Milchertrages jeder einzelnen Kuh, die

18 | Peter Hermes verstarb am 12. Dezember 1896.

jede ein besonderes Blatt im Probemelkregister mit Abbildung und genauem Abzeichen hatte. Eine ablenkende Beschäftigung war die Besorgung eines Brutapparates, den die Gutsverwaltung neu beschaffte, und mit dem wir recht gute Ergebnisse erzielten. Wir hatten einen guten Stamm von weißen Leghorn, die als gute Eierlegerinnen bekannt sind. Auch die Zubereitung und Versendung der Butterpäckchen im Rahmen eines umfangreichen Versandes war mir anvertraut. An arbeitsärmeren Wintertagen durfte ich öfters die Pferde im Sattel bewegen und empfand ein besonderes Vergnügen daran, auf ihren Rücken über die verschneiten und gefrorenen Äcker hinauszufiegen. Die Teilnahme an landwirtschaftlichen Versammlungen bot reiche Belehrung, und ich erinnere mich noch lebhaft einer Versammlung der landwirtschaftlichen Lokalabteilung in Bonn, an der auch Gutsbesitzer Josef Pauli-Lövenich in temperamentvollen, sachkundigen Ausführungen teilnahm, ohne dass ich damals daran denken konnte, dass ich in ihm, dem späteren langjährigen hoch verdienten Präsidenten des landwirtschaftlichen Vereins für Rheinpreußen, einmal den Großvater meiner lieben Frau erblicken durfte.

Auch mit guter landwirtschaftlicher Literatur suchte ich mich vertraut zu machen. Besonderes Ergötzen bereitete im Winter das Ausgraben des Fuchses und des Dachses in unserem Walde. Noch blieb mir ein halbes Jahr meines zweijährigen Lehrvertrages, als Baron von Solemacher Wachendorf an Dr. jur. von Mallinckrodt verkaufte und selber das kleinere Gut Namedy bei Andernach ankaufte. Mein Lieblingspferd Ida durfte ich selbst hinbringen. Von Solemacher hat Namedy zu einem anerkannten Obstgut ausgestattet. Ich verlor in ihm den obersten Chef, der sich zwar wenig um die Leitung des Betriebes bekümmerte und zuweilen unfruchtbaren Liebhabereien wie der Propagierung der Kultur der Waldplatterbse (*Lathyrus silvestris*) nachging, mir aber in seiner verbindlichen Vornehmheit persönliches Wohlwollen bezeigt hatte und mich mit einem anerkennenden Zeugnis erfreute. Es gewährte mir eine große Befriedigung, als ich ihn später bei einem Besuch der rheinischen Landwirtschaftskammer unter den Teilnehmern an einer unter dem Vorsitz des Barons von Schorlemer-Lieser stattfindenden Versammlung erblickte und ihn im Laufe einer Ansprache in meiner damaligen Eigenschaft als Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft persönlich als meinen alten Lehrherrn begrüßen durfte. Lange Jahre hindurch war er Vorsitzender des Ausschusses für Obstbau der rheinischen Landwirtschaftskammer. Sein Vater war lange Jahre Schlosshauptmann von Brühl.

Noch ein halbes Jahr war ich unter von Mallinckrodt tätig, mit dem eine starke wirtschaftliche Kraft einzog, die sich bald in erheblichen Neuanschaffungen des lebenden und toten Inventars äußerte und auch in einer luxuriösen Aufmachung des privaten Zuschnitts großen Reichtum erkennen ließ. Auch er entließ mich mit einem aner kennenden Zeugnis. So waren meine beiden Elevenjahre Ostern 1898 zu Ende; es war eine Zeit angestrengten körperlichen Schaffens und auch geistiger Anregungen. Ich hatte als rechter Eleve – Lehrling – gearbeitet und kannte den Begriff des vermögenden Volontärs mit Reitpferd, hoher Pensionszahlung und weitgehender Unabhängigkeit vom Arbeitsprozess eigentlich nur aus der Literatur. Dr. Böhme hatte in einem lesenswerten Buch „Der Landwirtschaftslehrling“¹⁹ den Volontär als einen Jüngling bezeichnet, der morgens früh beim Aufstehen „Feuer“ schreit, und von dem alten Amtsrat Schrewe-Kleinhof, Tapiau, einem der besten landwirtschaftlichen Praktiker Ostpreußens in der Vergangenheit, wurde scherzhaft erzählt, dass er hoch zahlende Volontäre in seine Wirtschaft aufnehme unter der Bedingung, dass sie nicht von den Gutswegen heruntergingen, um keinen Schaden anzurichten. Solcher Art war meine Ausbildungszeit nicht; ich beendete sie in dem Bewusstsein, etwas gelernt und mir eine Kenntnis von Grundbegriffen der praktischen Landwirtschaft erarbeitet zu haben und mit dem Gefühl der Dankbarkeit besonders gegenüber meinem unmittelbaren Lehrherrn Kessel. Kessel heiratete später die Tochter eines Gutspächters von Antweiler und bewirtschaftete einen Teil der Gutsländereien mit bestem Erfolg als Pächter. Im Frühjahr 1941 habe ich ihn von Münstereifel aus, wo ich zur Kur weilte, mit einem Besuch in Wachendorf überrascht und fand ihn im Besitz großer geistiger Frische; mit scharfer Ablehnung sprach er schon damals gegen den „Wahnsinn“ des Krieges.

Schon während meiner Elevenzeit hatte ich immer wieder die Notwendigkeit erkannt, meiner landwirtschaftlichen Ausbildung eine gründliche wissenschaftliche Untermauerung zu geben. Es gibt wohl kein vielseitigeres Gewerbe als die Landwirtschaft, die es sowohl mit allen Gebieten der Naturwissenschaft (Chemie, Physik, Geologie, Mineralogie, Botanik, Zoologie, allgemeine Anatomie, Physiologie etc.) als auch der Volkswirtschaft (neben der eigentlichen Agrarpolitik, allgemeine Finanz- und Steuerfragen, Arbeiterfragen, Handels- und Absatzfragen usw.) zu tun hat. Ich suchte mich daher eingehend über die bestehenden wis-

19| Gustav Böhme: *Der Landwirtschaftslehrling. Ein Buch für angehende Landwirte und deren Berater.* Berlin 1896.

senschaftlichen Ausbildungsmöglichkeiten in der Landwirtschaft zu unterrichten, entschlossen, sie nachdrücklich für das Fortkommen in meinem Berufe auszunutzen. Das landwirtschaftliche Unterrichtswesen hat erst im Laufe des 19. Jahrhunderts eine mehr systematische Ausbildung erfahren. Von der untersten Stufe, der landwirtschaftlichen Winterschule ausgehend, fand es über die Ackerbauschulen und Landwirtschaftsschulen mit Einjährigen-Berechtigung seine Spitze in den sogenannten landwirtschaftlichen Akademien und landwirtschaftlichen Universitätsinstituten. Anfangs nur in isolierten landwirtschaftlichen Akademien gepflegt suchte das höhere landwirtschaftliche Unterrichtswesen mit den fortschreitenden Anforderungen an den landwirtschaftlichen Betrieb zunehmend Anschluss an die Mittelpunkte wissenschaftlicher Lehre und Forschung, die Universitäten, und erhielt hier in den sogenannten landwirtschaftlichen Universitätsinstituten seinen besonderen Platz.

Eine glückliche Verbindung des alten Akademiegedankens mit dem Universitätsstudium bot die landwirtschaftliche Akademie Bonn-Poppelsdorf, die ein selbständiges Institut neben der Universität Bonn war, deren Studierende aber gleichzeitig bei der Universität immatrikuliert wurden und dort Vorlesungen neben denjenigen der Akademie zu hören berechtigt waren, *«was ich besonders in den Fächern Jurisprudenz, Philosophie, Finanzwissenschaft und Handelsrecht ausnutzte»*. So fand die Poppelsdorfer Akademie mein besonderes Interesse und eines Tages fuhr ich hinüber, um mir von ihrem Direktor, Geheimrat Professor Dr. Freiherr von der Goltz²⁰, persönlich nähere Auskunft zu erbitten. Der Direktor, ein kleines Männchen mit einem geistigen und gütigen Gesicht, empfing mich in seiner Wohnung aufs freundlichste und gab mir jede gewünschte Auskunft, die sich besonders auch auf die Kostenfrage bezog. Mein Entschluss war gefasst, und so unternahm ich Ostern 1898 trotz unserer beschränkten wirtschaftlichen Lage das Wagnis, die Poppelsdorfer Akademie zu beziehen. Die Gewährung eines jedesmaligen staatlichen Semesterstipendiums von M 150,-, Freistellung von den Vorlesungsgebühren sowie Erteilung von Nachhilfe an Kommilitonen bei der Anfertigung von Examensarbeiten ermöglichten mir bei sehr bescheidener Lebensführung und einem geringen Zuschuss

20| Theodor Alexander von der Goltz (1836–1905), einer der ersten Agrarwissenschaftler an deutschen Universitäten, seit 1895 an der Universität Bonn tätig.

von zu Hause ein Studium von vier Semestern, die zur Ablegung des sogen. landwirtschaftlichen Diplomexamens erforderlich waren.

Mit einem wahren Heißhunger stürzte ich mich in die Vorlesungen, die mich unter meist ausgezeichneten Lehrern immer aufs Neue fesselten. Geheimrat von der Goltz las über landwirtschaftliche Betriebslehre, Taxationslehre, Buchführung und Geschichte der Landwirtschaft. Professor Dr. Ramm über allgemeine und spezielle Tierzuchtlehre und Geheimrat Dr. Wohltmann über allgemeine spezielle Bodenkunde. Diese drei Vertreter der landwirtschaftlichen Hauptfächer waren ausgezeichnete Lehrer, die uns im Kolleg, Seminar und auf Exkursionen gediegene Kenntnisse vermittelten. Mit Geheimrat Wohltmann und zwei Professoren der Kulturtechnik und Geodäsie, die an der Akademie eine besondere Abteilung hatten, machte ich unter einer größeren Zahl von Studierenden u.a. eine lehr- und genussreiche Studienreise durch Belgien und Holland und mit Professor Ramm eine solche Studienreise nach England, die uns einen hohen Begriff von dem Stande der Landwirtschaft in diesen Ländern gaben. England als die Heimat der wertvollsten modernen Tierrassen, als Hochschule fortschrittlicher Züchtungskunst, fesselte mich besonders. Was dieses Land der Welt an bestem züchterischem Blut in der Pferde-, Rinder-, Schweine- und Geflügelzucht geschenkt hat, gehört zu den großartigsten Leistungen. Geheimrat Wohltmann wurde von der Reichsregierung mehrere Male als landwirtschaftlicher Sachverständiger zu Forschungsreisen in unsere jungen Kolonien geschickt, deren Ergebnis er in wertvollen Veröffentlichungen über Kamerun und Samoa niederlegte²¹.

Unter den Professoren der naturwissenschaftlichen Fächer ragte der Botaniker Professor Dr. Noll hervor, der mit einem hervorragenden zeichnerischen Talent ein seltenes Lehrgeschick verband und sich wegen seiner vornehmen menschlichen Gesinnung der größten Beliebtheit unter den Studierenden erfreute. Ich habe viel in seinem botanischen Praktikum am Mikroskop gearbeitet und auch meine schriftliche Prüfungsarbeit bei ihm gemacht. In guter Erinnerung habe ich noch den Chemiker Geheimrat Dr. Kreuzler, ein kleines, bewegliches Männchen von großem Wissen und liebenswürdigem Wesen, den Zoologen Geheimrat Seding und den Geologen Geheimrat Laspeyres. Der Lehrer

21 | *Etwa: Pflanzung und Siedlung auf Samoa. Erkundungsbericht von Professor Dr. Ferdinand Wohltmann (Der Tropenpflanzer. Beihefte Bd. 5 1/2). Berlin 1904.*

der tierischen Anatomie und Physiologie, Professor Dr. Hagemann, vermochte uns in sein wichtiges Wissensgebiet gut einzuführen, blieb mir aber wegen seines etwas sonderbaren, wenig anziehenden Wesens fremd. Als ich später mein Tierzuchtinspektorexamen in Poppelsdorf ablegte, hatte ich mit ihm mitten im Examen eine lustige Auseinandersetzung, über die ich weiter unten berichten werde. Der Anatom der Bonner Universität, Geheimrat La Valette, las noch ein interessantes Kolleg über Fischzucht, Forstmeister Sprengel über Forstwirtschaft, Geheimrat Gothein über Nationalökonomie. Gothein verfügte über eine glänzende rednerische Begabung und packte uns im Kolleg von Anfang bis zu Ende, ließ es aber wohl an der systematischen Durchdringung des Stoffes fehlen. Ein mehr zur Belustigungen ausgenutztes Kolleg über Bienenzucht gab ein Dorfschullehrer aus Dransdorf, ein erfahrener Imker, zu dem es uns besonders hinzog, wenn probeweise Honig geschleudert wurde. Die enge Verbindung zur Universität benutzte ich zum Hören wertvoller Vorlesungen über Philosophie, Jurisprudenz, Handels- und Wechselrecht, usw.

Ich wohnte zunächst mit voller Verpflegung im Gasthof „Jägerhof“ an der Clemens-August-Straße ganz in der Nähe der Akademie, später in einem Privathaus mit Frühstück. Das Mittagessen nahm ich meist in einer einfachen Gastwirtschaft in Poppelsdorf zum Preise von 60 Pfennigen ein. Abends versorgte ich mich selbst mit Hilfe eines Spirituskochers. Kaltes Abendbrot mit Kakao war die Regel. Gleich nach meiner Ankunft in Poppelsdorf hatten verschiedene farbentragende Verbindungen mich zu „keilen“ versucht. Als Katholik kam für mich selbstverständlich keinen Augenblick der Eintritt in eine schlagende Verbindung in Frage und ich lehnte jeden derartigen Versuch ab. Schließlich folgte ich einer Einladung des an der Akademie bestehenden, nicht farbentragenden Vereins „Rhenoborussia“ zu einer Teilnahme an seiner Kneipe. Dieses Debut war für mich so abstoßend, dass ich monatelang den Verkehr mit den Mitgliedern dieser Korporation mied. Man hatte mich unerfahrenen jungen Menschen so mit Bier und Wein überschüttet, dass ich vollkommen betrunken in den Armen von zwei Kommilitonen hängend nach Hause gebracht werden musste. Unterwegs stürzte ich und zerriss mir meinen Anzug. Im „Jägerhof“ brachte man mich in ein von einem anderen Studenten bewohntes Zimmer, in dem ich morgens spät erwachte und mit einem Male das Gebäude der Akademie sich drohend vor mir erheben sah. Von meinem Zimmer hatte ich diese Sicht nicht. Zum ersten Male versäumte ich die Vorlesung und mein Katzenjammer hielt tagelang an. Das Ganze machte einen solchen

hässlichen Eindruck auf mich, und ich fühlte mich wegen der sinnlosen Betrunktheit und des erlittenen wirtschaftlichen Schadens durch die Beschädigung meines Anzugs so beschämt, dass ich niemals wieder weder während meiner Studentenzeit noch in meinem späteren Leben in einen solch unwürdigen Zustand geraten bin, wenn ich auch stets ein Freund unterhaltender Gesellschaft und maßvollen Alkoholgenusses geblieben bin. Erst erheblich später ließ ich mich durch wiederholtes Drängen bewegen, der Rheno-Borussia beizutreten und habe dann in ihrem Kreise wohl zwei Semester lang in gemeinsamen Ausflügen und Tanzkränzchen mit jungen Damen der Bonner Bürgerkreise gesellschaftliche Erholung gefunden. Später schied ich dann aus persönlichen Gründen wieder aus der Korporation aus.

Im Frühjahr 1900 legte ich nach gründlichen Vorbereitungen mein landwirtschaftliches Diplomexamen ab. Es mussten zwei schriftliche Hausarbeiten angefertigt werden; die eine aus der Landwirtschaft betraf „geschichtliche Entwicklung, heutiger Zustand und Bedeutung der englischen Shorthornrasse für die deutsche Landwirtschaft“, die andere aus der Naturwissenschaft lautete: „Wesen und Bedeutung der Atmung der Pflanzen“. Beide Arbeiten wurden mit „Sehr gut“ beurteilt und das gleiche Prädikat erhielt ich für sämtliche Prüfungsfächer mit Ausnahme der Physik, in der ich es nur auf ein „Gut“ brachte. Gesamtprädikat „Sehr gut“. Ich war sehr glücklich und vergaß bald die hinter mir liegenden großen Anstrengungen. An erheiternden Zufällen hatte es in der mündlichen Prüfung nicht gefehlt. Als ich zur Prüfung beim Zoologen Geheimrat Ludwig hereingerufen wurde, war er noch mit einem anderen Kandidaten beschäftigt, hinter dem ich in einer Bank im Hörsaal Platz nehmen musste. Wir wussten, dass Ludwig in verständnisvoller Weise Rücksicht nahm auf die besonderen Verhältnisse seiner landwirtschaftlichen Hörer, an die er nicht die gleichen Anforderungen stellte wie an die zukünftigen Zoologen. Er pflegte daher jedes Mal vor Beginn der Prüfung den landwirtschaftlichen Kandidaten zu fragen, mit welchem besonderen Gebiet er sich beschäftigt hatte, und ihn dann hierin vorzugsweise zu prüfen. So hatte ich mich fast ausschließlich für die landwirtschaftlich wichtige Gruppe der Nagetieren (rodentia) vorbereitet. Während ich dasaß, erschien zu meiner unangenehmen Überraschung der Direktor der Akademie, Geheimrat von der Goltz, als Zuhörer und nahm hinter mir Platz. Mein Vordermann offenbarte eine solch groteske Unwissenheit und warf so wahllos einander völlig fremdartige Tiere in die gleiche Gruppe, dass Ludwig in helle Verzweiflung geriet und schließlich, um dem bedrückten Kandidaten eine letzte

Chance zu geben, ihn fragte, ob er denn nicht wenigstens etwas von der landwirtschaftlich wichtigen Gruppe der Nagetiere wisse. Lähmendes Entsetzen bei mir in dem Gedanken, dass mir mein einziger Wissensschatz entrissen würde, den ich am liebsten laut für mich reklamiert hätte, aber zu meiner Erleichterung eisiges Schweigen beim Kandidaten, worauf Ludwig ihn brüsk und ungnädig entließ. Ich rückte nun vor: „Können Sie nicht etwas von den Nagetieren erzählen?“ Nun waren alle Schleusen geöffnet, in ununterbrochenem Redefluss strömte meine Wissenschaft aus; ohne auf die Versuche des Professors zu achten, mit dem Zeichen höchster Zufriedenheit mir zu danken, ließ ich nicht locker, als bis ich das letzte Mäuschen mit dem letzten Ringelschwänzchen losgelassen hatte. So verging die Zeit, und mein Direktor verschwand mit einem freundlichen Kopfnicken zu Ludwig hin, als ob er sagen wollte: „Siehst Du, wir haben doch noch brauchbare Kerle unter den Landwirten“. Der einzigartige Zufall überzeugte wohl sehr zu Unrecht Ludwig davon, dass ich in gleicher Weise über andere Gebiete der Zoologie unterrichtet sei, und er entließ mich mit einem „Sehr gut“.

Ich hatte mich für die mündliche Prüfung gemeinsam mit einem tüchtigen Kommilitonen, Güthenke aus Hamm, vorbereitet; wir beide wurden zusammen mit zwei anderen Kandidaten zur Prüfung in die Wohnung des erkrankten Geologen Laspeyres bestellt. Wir vier Kandidaten saßen in einer Reihe, indem Güthenke und ich die beiden anderen flankierten. Diese waren so wenig unterrichtet, dass Laspeyres durch eine Streife über sein ganzes Gebiet versuchte, irgendwelche Kenntnisse bei ihnen festzustellen. Nachdem Güthenke und ich einige gute Antworten gegeben hatten, blieben wir fast völlig verschont und wurden nur ab und zu gefragt, so dass Laspeyres sich nachher bei uns wegen der beschränkten Prüfung entschuldigte. „Aber er habe gleich gewusst, woran er mit uns gewesen sei.“

Es war meine Absicht, nach Ablegung der Prüfung wieder zur weiteren Vervollkommnung in die landwirtschaftliche Praxis zu gehen. So nahm ich nach einer kurzen Erholungsspanne eine Stelle als Feldverwalter auf dem Gut des Herrn Adolf Gontard, Rittergut Stechau bei Selichem, Kr. Herzberg, Provinz Sachsen, an. Das mehrere tausend Morgen große Gut wurde intensiv bewirtschaftet mit Weizen- und Zuckerrübenbau. Ich bewohnte im Herrenhaus ein schönes Zimmer und war zu Tisch mit der Familie Gontard, die zu meiner Zeit Besuch von der Familie ihres Schwagers Trautsch aus Buenos Aires hatte, wo Trautsch im Handelsgeschäft tätig war. Es war ein äußerst sympathisches Ehepaar, in des-

sen Haus ich zehn Jahre später in Buenos Aires liebe Gastfreundschaft genossen habe. Meine Tätigkeit befriedigte mich sehr, mit den Leuten wurde ich gut fertig und erwarb manch neue Kenntnisse. Leider kam ich mit meiner Verpflegung zu kurz, nicht als ob sie an sich ungenügend gewesen wäre. Sie war im Gegenteil sehr gewählt, und das Essen stets sorgfältig zubereitet. Aber wir aßen zusammen in größerem Kreise am gepflegten Herrschaftstisch, und so kam ich öfter mit meinem gesegneten Appetit zeitlich zu kurz. Die Mamsell versorgte mich wohl zwi-schendurch, aber es reichte nicht immer für die durch starke körperliche Bewegung gesteigerten Bedürfnisse. Das Ende war, dass mein Magen vollkommen in Unordnung geriet, und ich – so leid es mir tat – meine Stelle aufgeben musste, um mich durch eine Kur in Bad Wörishofen erst einmal wieder zu kräftigen. Ich schied in bestem Einvernehmen von der Familie Gontard und erholte mich durch eine längere Kur so ausgezeichnet, dass ich mich nie wieder so schaffensfroh und aktiv gefühlt habe, wie am Ende meiner Wörishofener Kur.

Aus wirtschaftlichen Gründen entschloss ich mich, zunächst einmal eine Tätigkeit als Landwirtschaftslehrer anzunehmen, und trat im Herbst 1900 eine solche Stelle an der kombinierten Ackerbau- und Höheren Bürgerschule in Cloppenburg i. Oldenburg an. Cloppenburg war ein kleines Landstädtchen von einigen tausend Einwohnern mit großherzoglichem Amt (Landratsamt), Amtsgericht, Oberförsterei und mehreren Ärzten; es liegt im katholischen Teil von Oldenburg, im sogenannten Münsterland. Die Schule war, wie ihr Name sagt, eine Verbindung zwischen Ackerbauschule und Höherer Bürgerschule, wurde besucht teils von Bauernsöhnen zwecks landwirtschaftlicher Ausbildung und von Bürgersöhnen zwecks Vorbereitung in vierjährigem Lehrgang für ein Gymnasium auswärts. Alle Schüler hatten gewisse Fächer wie Deutsch und Rechnen gemeinsam. Den Unterricht für die Ackerbauschüler erteilten der Direktor und ich, während die Bürgerschüler in der Hauptsache von drei geistlichen Rektoren unterrichtet wurden, aushilfsweise war noch ein junger Referendar tätig. Der Unterricht machte mir große Freude und die Ackerbauschüler waren durchweg fleißige und intelligente Jungen, von denen einige älter waren als ich. Ich zählte damals 22 Jahre. Ich erteilte auch Turnunterricht, der größtenteils aus Freübung und Laufschrift im Freien bestand. Als neuen Unterrichtsgegenstand führte ich Anstandslehre ein, um die etwas schwerfälligen Jungen vom Lande an die gewöhnlichen Formen gesellschaftlicher Höflichkeit zu gewöhnen, und sie machten ebenso wie die hieran teilnehmenden Bürgerschüler schöne Fortschritte. Das zeigte sich besonders bei den

anlässlich der Geburtstage des deutschen Kaisers und des Großherzogs von Oldenburg veranstalteten Schulfeiern. Lebhaft erinnere ich mich einer 1901 begangenen Kaiser-Geburtstagsfeier der Schule, die im größten, von der Einwohnerschaft vollbesetzten Saale des Städtchens stattfand. Mit großem Geschick machten einige der älteren Jungen die Honneurs bei den Festteilnehmern, und neben Vorträgen führten die Jungen unter großem Beifall ein Schauspiel auf. Wochenlang vorher hatte ich junge Damen zum Winden der Girlanden und zur Anfertigung besonderer Kostüme für die spielenden Jungen gewonnen und wochenlang vor und nach dem Feste wurden die Melodien unserer eingeübten Lieder in den Straßen des Städtchens gepfiffen. Nach meiner Festrede kam ein Teilnehmer zu mir und erklärte, während seiner neunjährigen Gymnasialzeit in Oldenburg hätte er keine schönere Kaiser-Geburtstagsfeier mitgemacht als die unsrige, über die unser Lokalblättchen begeistert berichtete.

An manchen Sonntagen fuhr ich hinaus auf die umliegenden Dörfer zu Vorträgen in landwirtschaftlichen Vereinen. Das Oldenburger Münsterland besaß im Gegensatz zu den nördlichen fetten Marschgebieten des Landes leichten Sandboden, auf dem Roggen und Kartoffeln die Hauptfrüchte waren. Vielfach handelte es sich um umgewandeltes Heideland, das noch in großen Flächen das südliche Landesgebiet bedeckte. Der Oldenburg'sche Staat unterstützte diese Kolonisationsbestrebungen in tatkräftiger Weise und mancher schöne Bauernhof entstand so im Laufe der Jahre auf diesem neuen Siedlungsland. Viel verbreitet war noch im südlichen Oldenburg das sogenannte Heuerlingssystem²², und mancher strebsame Heuerling arbeitete sich bis zum selbständigen Bauern empor.

Der Schwerpunkt der Tierhaltung lag in der Schweinezucht und -mast, die einen großen Umfang einnahm. Daneben spielte die Milchwirtschaft eine größere Rolle. Die Bauern waren auch passionierte Rindviehzüchter, aber wegen der Zuchtrichtung gespalten, ein Teil züchtete schwarzbuntes, ein anderer rotbuntes Tieflandvieh. Zwischen beiden Zuchtrichtungen tobte zeitweise ein lebhafter Ideenkampf; als einmal nach einer lebhaften Diskussion am Biertisch ein größerer Bauer – Schwarzbuntzüchter – einem kleinen Bauern ironisch zurief: „Ja, das will ich Dir

22 | *Landwirtschaftliches Vertragswesen, bei dem in einem jährlich kündbaren Vertrag die Heuerleute dem Bauern ihre Arbeitskraft gegen den Nießbrauch eines Stückes Land verdingen.*

wohl sagen, die Intelligenz ist auf Eurer Seite“, reagierte dieser erregt: „Dat kannst Du mi net bewiesen.“ Auch die Pferdezucht fand lebhaftere Förderung; gezüchtet wurde ein leichteres Warmblut im Gegensatz zu dem schweren Oldenburger Karossiertyp der nördlichen Marschen. Der leichte Boden des südlichen Oldenburg, als Geest bezeichnet, erzeugte mit seinen härteren Arbeitsbedingungen und geringeren Ertragsverhältnissen einen genügsamen, in hartem Schaffen gestählten bäuerlichen Menschenschlag, der, wie das die Agrarkrise nach dem Weltkrieg 1914/1918 gelehrt hat, eine größere Widerstandskraft gegen schwierige Lebenslagen bewies als die Marschbauern des Nordens. Während mancher verwöhnte stolze Marschbauer unter dem ungewohnten Druck der Agrarkrise aus allen Bindungen fiel und sich zu radikalen Aktionen hinreißen ließ, blieb der krisenfeste Geestbauer zäh und pflichttreu bei seiner Arbeit und biss sich durch die Schwierigkeiten durch. Das überhebliche Wort: „Dies ist hier die Marsch und alles andere ist nur Geest“, das von einem Marschbauern erzählt wird, als er damit seinen in die Welt drängenden Sohn zurückhalten wollte, erwies sich als eitles Trugbild.

Am Ende des Schuljahres fand eine allgemeine Schlussprüfung in Gegenwart des Kuratoriums der Schule mit einem Vertreter der Regierung Oldenburg statt. Ich konnte mit meinen Schülern sehr zufrieden sein, die die Kongruenzsätze im Kopf bewiesen, nachdem ich vorher kurz an der Tafel die beiden Dreiecke aufgezeichnet hatte, um sie dann gleich wieder auszuwischen. Als der geistliche Vorsitzende des Kuratoriums sich bedächtig zur Tafel hin umdrehte, war sie bereits wieder blank. Dem jungen Lehrer Hermes wurde daraufhin vom Kuratorium wörtlich bescheinigt, „dass er unleugbares Geschick zum Unterrichten habe, es sei ihm aber etwas mehr Ruhe anzuempfehlen.“ Mein Gehalt betrug M 1800 im ersten Jahre und wurde im zweiten um M 100 erhöht. Zuletzt bewohnte ich bei einem Eisenbahnassistenten zwei schöne Zimmer mit guter Verpflegung für M 75 monatlich. Mit besonderer Dankbarkeit gedenke ich der lieben Gastfreundschaft, die ich im Hause der Familie Brockhage erleben durfte, mit deren Söhnen ich später noch längere Zeit in Berlin zusammen war. Der Vorsitzende unseres Klubs, Amthauptmann v. Heinberg, gab sich alle Mühe, anregende gesellschaftliche Veranstaltungen zustande zu bringen. Leider wurde die Stellung dieses ungewöhnlich tüchtigen Verwaltungsbeamten später unhaltbar, als eine von ihm verfasste Parodie auf das Oldenburg'sche Münsterland in der Öffentlichkeit bekannt wurde. Folgende Verse kamen darin vor:

(Münster)

*„Dort wo am Moorkanal
Der Rauch zum Himmel stinkt
Und jeden Tag dreimal
Der Pfannekuchen winkt,
Wo in der Wiege schon
Der kleine Münstersohn,
Wenn er am Säuger schnappt
Mit altem Korn sich labt,
Dort ist mein Münsterland,
Mein Heimatland ...
Wo Sonntags schön
Die Leut' geputzt zur Kirche gehn ...
.....
Wo auf 10 Seelen man
Ein Wirtshaus rechnen ...“ und so fort.*

Es war ein etwas zu bitterer Spott für die arbeitsame, schlichte und glaubensstarke Bevölkerung des katholischen Münsterlandes. Ein ehrendes Gedenken bewahre ich dem trefflichen alten Dechanten Brust, der von der Bevölkerung geehrt und geliebt wurde.

Mit freudiger Überraschung erhielt ich Anfang 1902 einen Brief meines alten Lehrers Professor Dr. Ramm, mit dem er mich unter gleichzeitiger Übersendung eines von ihm mit Dr. Buer verfassten Buches über Pferdezucht²³ aufforderte, mit ihm gemeinschaftlich ein analoges Werk über Rinderzucht zu verfassen. Ohne langes Besinnen sagte ich zu und kündigte meine Stellung in Cloppenburg, die ich nach 1 1/2 Jahren sehr befriedigender Tätigkeit verließ. Es war für mich eine Zeit geistiger Vertiefung und pädagogischer Schulung, die in der Belehrung der heranwachsenden bäuerlichen Jugend große Befriedigung gewährte. In meiner Eigenschaft als Präsident der Vereinigung der deutschen Bauernvereine bin ich später noch zu Vorträgen nach Cloppenburg gekommen und konnte bei dieser Gelegenheit einige meiner alten Schüler begrüßen. Einer von ihnen war wegen der Teilnahme an der Befreiung eines gepfändeten Schweines verurteilt worden, ein Vorgang, der dem

23] *Heinrich Buer/Eberhard Ramm: Nachrichten aus den hervorragendsten Pferdezuchtgebieten des In- und Auslandes. Leipzig 1901.*

Oldenburger Hinrichs den Stoff zu seinem mit seltenem Erfolg über die deutschen Bühnen gegangenen Stücks „Krach um Jolanthe“ gab.

Als ich im Frühjahr 1902 in Bonn zu einer Besprechung mit Professor Ramm über die neu aufzunehmende Arbeit eintraf, stellte sich heraus, dass dieser inzwischen als Regierungs- und Landesökonomierat in das Preußische Landwirtschaftsministerium berufen worden war und daher für die geplante Arbeit ausschied. Wir gingen gemeinsam zu dem Nachfolger von Ramm an der Akademie, Professor Dr. Hansen, und wurden mit ihm bald einig über unsere gemeinsame Arbeit. Ich wurde mit einem Monatsgehalt von M 100 als Assistent an der Akademie angestellt und stürzte mich sogleich in die Arbeit. Wir wollten eine Übersicht geben über die in den einzelnen Ländern (Deutschland und Ausland) zur Förderung der Rindviehzucht getroffenen staatlichen und privaten Maßnahmen, um aus einem großen internationalen Vergleich verwertbare Schlussfolgerungen für unsere heimischen Verhältnisse zu ziehen.

Zunächst tat eine umfangreiche Materialsammlung aus der ganzen Welt Not, die wieder einen großen fremdsprachigen Schriftwechsel mit zahlreichen Ländern erforderlich machte. Regierungen und Züchtergesellschaften sowie Private des Auslandes liehen uns bereitwillig ihre Unterstützung, und so konnte ich im Laufe von etwa zwei Jahren eine Herdbuchbibliothek²⁴ aufbauen, wie sie in dieser Vollständigkeit bisher in Deutschland noch nicht bestand. Es gelang uns sogar, einige wertvolle Einzelheiten zu erwerben, wie den 1. Band des General Stud Book vom Jahre 1795 – wenn ich nicht irre auch das Shorthorn Herd Book vom Anfang des 19. Jahrhunderts. Die von uns gesammelten Stamm- und Herdbücher für Pferde-, Rinder-, Schweine- und Schafrassen in den einzelnen Ländern waren Genealogie-Register des wertvollsten Zuchtmaterials, Familienstammbücher der Tierzucht, die die Abstammung des einzelnen Tieres weit zurück, mitunter über viele Jahrzehnte, verfolgen ließen und damit über die einzelnen, in ihrem Wert verschiedenen Blutströme Auskunft gaben. Das General Stud Book ist das Stutbuch des englischen Vollbluts und das älteste Tierstammbuch der Welt, das Shorthorn-Herdbuch ist das älteste Rinderstammbuch. In der Errichtung und Führung von Tierstammbüchern ist England der Lehrmeister aller anderen Länder geworden und darf mit Recht stolz sein auf

24 | *Ein Herdbuch oder Zuchtbuch (englisch: Stud Book) sammelt die Abstammungsnachweise von Zuchttieren einer bestimmten Tierrasse.*

diese bedeutsame Leistung. Auch die englischen Dominions und die Vereinigten Staaten steuerten wertvolles Material zu unserer neuen Bibliothek bei. So konnten wir an der Hand eines ungemein reichhaltigen Materials mit unserer Darstellung beginnen. Wir hatten die Arbeit so geteilt, dass Professor Hansen das Inland und ich das Ausland übernahm. Nach Ablauf von zwei Jahren lag unser gemeinsames Werk unter dem Titel Hansen-Hermes „Die Rindviehzucht im In- und Ausland“ in zwei Bänden gedruckt vor²⁵. Mit der Aufnahme unserer Veröffentlichung in Fachkreisen und in der literarischen Kritik konnten wir wohl zufrieden sein.

Ich hatte meine Zeit noch zum Hören einiger wertvoller Vorlesungen an der Bonner Universität benutzt und legte außerdem an der Akademie ein tierzüchterisches Sonderexamen, die Tierzuchtinspektor-Prüfung, mit dem Prädikat „Sehr gut“ ab. Hierbei hatte ich eine nicht alltägliche Auseinandersetzung mit dem Examinator, Professor Dr. Hagemann, der in den wichtigen Fächern der Anatomie, Physiologie und Histologie prüfte. Gerade für diese Fächer hatte ich äußerst intensiv gearbeitet, wurde aber gleich zu Beginn der Prüfung vor solch' knifflige Spezialfragen gestellt, dass ich Hagemann rundheraus erklärte, das schiene mir zu weit zu gehen, das seien Fragen für einen angehenden Veterinär, aber nicht für einen Tierzüchter, worauf er ärgerlich meinte, in großen Zügen müsse ich das aber wissen. Darauf ich: „In großen Zügen beherrsche ich es auch.“ Seine Antwort: „Ich danke Ihnen.“ Die Prüfung hatte höchstens eine Viertelstunde gedauert. Ruhig fragte ich Hagemann, welche Note er mir schreiben wolle, worauf er meinte: „Gut, sind Sie dann zufrieden?“ Ich verneinte dies und bat ihn, mir durch Fortsetzung der Prüfung die Möglichkeit zu geben nachzuweisen, dass ich vielleicht eine bessere Note verdiene. Hagemann ging darauf anerkennenswerterweise ein und prüfte mich noch etwa eine halbe Stunde gründlich mit dem Ergebnis, dass er das Prädikat „Sehr gut“ niederschrieb. Professor Hansen war höchst belustigt, als ich ihm am anderen Tage auf seine Frage, wie ich zu der bis dahin unerhörten Note bei Hagemann gekommen sei, den Vorgang erzählte, zu dessen Verständnis ich auch sagen muss, dass ich als alter Assistent von Hansen mir schon Freiheiten erlauben durfte, die anderen Studierenden verwehrt blieben.

25 | *Johannes Hansen/Andreas Hermes: Die Rindviehzucht im In- und Auslande. Bd. I-II. Leipzig o. J. [1904].*

Während meiner Assistentenzeit erhielt ich im Jahre 1903 das Reisetipendium von M 1500, das das Preußische Landwirtschaftsministerium jährlich einem Studierenden der Poppelsdorfer Akademie verlieh zur Ausführung eines bestimmten Studienauftrages im Ausland, mit anschließender Berichterstattung an das Ministerium. Mein Auftrag galt der Untersuchung des Einflusses des Schweizer Fleckviehs auf die französische Rinderzucht. Die Reise war bald gerüstet, und mein Freund Karl Hofmann brachte mich zum Pariser D-Zug nach Köln. Hofmann war neben mir Assistent bei Professor Hansen und war in der akademischen Gutswirtschaft mit der Durchführung der Milchleistungsprüfungen betraut. Die Gutswirtschaft verfügte über einen großen Rindviehstall, in dem ständig ausgewählte und im betreffenden Zuchtgebiet angekaufte Exemplare einzelner Rinderrassen auf ihre Milchleistung geprüft wurden. Hofmann war ein äußerst tüchtiger und gewissenhafter Landwirt, der erst in vorgerücktem Alter das Studium in Poppelsdorf begonnen und es mit einem ausgezeichneten Examen abgeschlossen hatte. Wir wohnten zusammen in der Gastwirtschaft von Dassel in der Clemens-August-Straße, wo wir volle Verpflegung hatten. Bis zum Tode von Hofmanns hat mich eine enge und liebe Freundschaft mit diesem trefflichen Mann verbunden. Er war später Oberlandwirtschaftsrat an der Landwirtschafts-Kammer Rheinprovinz und zuletzt Reichstags- und dann preußischer Landtagsabgeordneter. Als wir auf dem Kölner Hauptbahnhof vor dem abfahrtbereiten Pariser Zug standen, schlug ich ihm, einem plötzlichen Einfall folgend, vor, die Reise nach Paris mitzumachen. Er sauste hinunter zum Fahrkartenschalter und bald fuhren wir gemeinsam los. Das war die Zeit, wo es noch keine Devisenkontrolle, keine umständlichen Passbestimmungen und dergleichen gab und Reiseentschlüsse schneller gefasst werden konnten als in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. Wir verlebten eine Woche gemeinsam in Paris, während der ich schon mit der Arbeit begann. Auf Empfehlung der Deutschen Botschaft in Paris über das französische Außenministerium wurde ich von Ministerialdirektor Léon Vassilière im französischen Ackerbauministerium entgegenkommend mit Material und weiteren Empfehlungen an die nachgeordneten Behörden in den Départements versehen. Ich erinnere mich noch, als wir uns über landwirtschaftliche Ausstellungen unterhielten, er stolz erklärte: „Tout ça c'est centralisé ici à Paris.“²⁶ So war es in der Tat. Das ganze landwirtschaftliche Ausstellungswesen lag in den Händen des Ministeriums, war infolgedessen

26 | *Französisch: Alles das ist hier in Paris zusammengefasst.*

mit allen Nachteilen bürokratischer Schwerfälligkeit behaftet und erwies sich als rückständig gegenüber dem Ausstellungswesen in Deutschland und England, wo es von dem Fortschritt aufgeschlossener privater landwirtschaftlicher Initiative getragen wurde. Auch unterlag es in Frankreich dem Einfluss politischer Strömungen, da die Wahl der Preisrichter für die Concours agricoles ganz überwiegend in den Händen der staatlichen Behörden lag.

Als ich einmal einem Mitglied der Jury auf einem départementalen Concours meine Verwunderung über die starke zahlenmäßige Besetzung der Jury aussprach, meinte er: „Oui, nous sommes toujours beaucoup trop nombreux.“²⁷ Aber der Präfekt müsse eben bei den Ernennungen Rücksicht auf die verschiedenen politischen Richtungen in seinem Département nehmen. Sachlichkeit und Unparteilichkeit mussten darunter natürlich leiden. Einen merkwürdigen Eindruck machte auf mich die im Anschluss an die Tiere erfolgende Preisverteilung an kinderreiche Väter vom Lande, der ich auf einigen Concours beiwohnte. Als der Preisverteiler auf einer Ausstellung ausrief: „Monsieur X. treize enfants“²⁸ trat ein älterer Bauer unter einem Tusch der Musikkapelle und dem Kichern der Jugend des Ausstellungsstädtchens verlegen vor, um seine bescheidene Geldprämie in Empfang zu nehmen. Nutzlose Mittelchen, mit denen das volkarme Frankreich seinen gefährlichsten Feind, die Depopulation bekämpfen wollte.

Mein Studienauftrag führte mich vor allem in die der Schweiz benachbarten gebirgigen Départements Savoie und Haute Savoie sowie in die Franche Comté. Ich besuchte die Städte Belfort, Besançon, wo ich bei dem Professor B. Kohler, Landwirtschaftlicher Sachverständiger für das Département Doubs, wertvolle Unterstützung fand, das Städtchen Montbéliard Drôle und zahlreiche Bauernhöfe auf dem Lande. Meine Reise ging weiter durch das Tal des Doubs, die Rhône hinunter bis Lyon. In den Départements Savoie und Haute Savoie besuchte ich zahlreiche Bauernhöfe und Käsereien im Gebirge und benutzte meine Reise zu einem Ausflug nach Chamonix auch in die Nähe des Mont Blanc, wo ich mit einem Führer die bekannte Tour du Mer de Glace machte. Meine Reise führte mich weiter in den französischen Jura, wo ich von St. Claude aus in einer herrlichen Tagesfahrt mit einem Postillon über den Gebirgskamm durch herrliche Nadelholzwälder über Ferney gegen Genf

27 | *Französisch: Ja, wir sind immer noch sehr zahlreich.*

28 | *Französisch: Herr X, 13 Kinder.*

fuhr. Von Thonon am Genfer See machte ich dann nochmals Abstecher in die Täler der Abondance und Durance. Ich besuchte eine Reihe landwirtschaftlicher Ausstellungen, Bauernhöfe und hatte eine Reihe von Aussprachen mit Behörden und landwirtschaftlichen Sachverständigen. Meine Reise schloss mit einem Besuch von Professor S. Bieler in Lausanne und landwirtschaftlichen Ausstellungen im Kanton Waadt. Überall in Frankreich fand ich in Städten und besonders auf dem Lande die liebenswertigste gastliche Aufnahme und keine Spur feindseliger Stimmung. Wenn die Gastgeber aber die Unterhaltung nach persönlicher Annäherung einmal auf das politische Gebiet führten, wurde die Frage Elsass-Lothringen als Hindernis für eine restlose Verständigung der beiden Länder erkennbar. Unverständlich erschien mir der zuweilen hervortretende, übertriebene nationale Stolz der Franzosen, dem mein Postillon auf der Fahrt über den französischen Jura einmal im Laufe einer angeregten Unterhaltung mit den Worten Ausdruck gab: „Je ne veux pas parler mal des Allemands, mais il n’y a rien à discuter, la France c’est le premier pays du monde et s’il n’y avait pas la France il faudrait l’inventer pour la mettre à la tête de la civilisation du monde.“²⁹

Während meiner Reise hatte ich das in Frankreich noch weit verbreitete Teilbausystem kennengelernt, das einer Naturalpacht ähnelt, aber selbständige Wesenszüge trägt. Da meine Feststellungen einen verhältnismäßig geringen Einfluss des Schweizer Fleckviehs auf die französische Rinderzucht ergaben, reichte ich mit einer kurzen Darlegung hierüber später dem Landwirtschaftsministerium meine 1905 fertig gestellte Doktorarbeit über den Teilbau in Frankreich als Ersatz ein.

Nach meiner Rückkehr nach Bonn begann ich mit Vorbereitungen zu meiner Promotion. Ich ließ mich Anfang 1904 an der Universität Jena immatrikulieren und bezog sie nach Abschluss meiner Poppelsdorfer Arbeiten endgültig im Sommer 1904. Meine Absicht war, bei dem Direktor des Landwirtschaftlichen Instituts in Jena, Geheimrat Professor Dr. Edler, zu promovieren mit Landwirtschaft als Hauptfach und Volkswirtschaft und Botanik als Nebenfächern. Es kam anders. Als ich eines Tages im landwirtschaftlichen Seminar einen einleitenden Vortrag über den französischen Teilbau gehalten hatte, fügte es der Zufall, dass im

29 | *Französisch: Ich möchte nicht schlecht von den Deutschen reden, aber da gibt es nichts zu diskutieren: Frankreich ist das erste Land der Welt. Wenn es Frankreich nicht gäbe, müsste man es erfinden, um es an die Spitze der menschlichen Kultur zu setzen.*

Anschluss hieran Edler den Besuch seines Kollegen, des Nationalökonom Geheimerat Pierstorff, erhielt. Als er diesem von meinem Vortrag und meiner Absicht, bei ihm zu promovieren, sprach, reklamierte Professor Pierstorff, der sehr impulsiv war, meine Promotionsarbeit für sein Fach und sprach mich am folgenden Tage nach einer Vorlesung bei ihm darauf an. Kurz entschlossen nutzte ich die Gelegenheit aus und erklärte mich zur Promotion bereit, wenn ich bestimmt mit ihrem Abschluss nach drei Semestern rechnen könne. Pierstorff sagte dies unter der Voraussetzung einer guten Doktorarbeit zu. Als Hansen davon hörte, warnte er mich dringend vor meinem Vorhaben aus sachlichen und persönlichen Gründen. Pierstorff galt als recht schwierig und anspruchsvoll; ich habe ihn nur als gewissenhaften und anregenden Lehrer kennen- und schätzengelern, der mich mit menschlichem Wohlwollen gefördert hat und dem ich ein dankbares Gedenken bewahre. Nachdem er meine fertige Promotionsarbeit gelesen hatte, sprach er mir eines Tages im Staatswissenschaftlichen Seminar seine Anerkennung aus und erklärte mir anschließend, dass meiner mündlichen Doktorprüfung nichts mehr entgegenstehe. Sie fand im Frühjahr 1905 statt, wobei ich neben Nationalökonomie als Hauptfach Landwirtschaft und Botanik hatte und die ich „magna cum laude“ bestand. Meine Arbeit „Der Teilbau in Frankreich“ erschien als Heft in der Reihe der Schriften des Staatswissenschaftlichen Seminars im Verlage von Gustav Fischer, Jena³⁰.

Nach einer kurzen Erholungspause bei meiner lieben Mutter machte ich meine erste Reise nach Berlin, um durch Vermittlung meines alten Lehrers Ramm eine passende Stellung zu finden. In wenigen Tagen schon wurde ich als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter bei der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft (DLG) angestellt, die in der Dessauer Straße ein großes modernes Geschäftshaus besaß. Der tüchtige und einflussreiche Hauptgeschäftsführer der Gesellschaft, Landesökonomierat Wölbling, brachte mir von Anfang an ein freundliches Interesse entgegen und ich verdanke ihm mannigfache Förderung.

Die DLG war nach dem Muster der Royal Agricultural Society of England als freie Vereinigung der deutschen Landwirte Ende der 1880er Jahre von Max von Eyth³¹ gegründet worden mit der besonderen Aufgabe,

30 | *Andreas Hermes: Der Teilbau in Frankreich (Abhandlungen des Staatswissenschaftlichen Seminars der Universität Jena 2,4). Jena 1907.*

31 | *Max Eyth (1836–1906, seit 1896: von Eyth), deutscher Ingenieur und Schriftsteller.*

jährlich eine große Wanderausstellung der deutschen Landwirtschaft zu veranstalten. Eyth war als Ingenieur im Dienste der englischen Dampfpflugfirma Fowler durch die ganze Welt gekommen und kehrte nach mehr als 20-jähriger Auslandstätigkeit in seine deutsche Heimat mit einem ersparten, ansehnlichen Vermögen zurück. Er war eine ungewöhnliche und vielseitig begabte Persönlichkeit, die mit hohem technischem Können ein von sonnigem Humor durchleuchtetes, menschlich warmes Gemüt und ein glänzendes schriftstellerisches Talent verband. Mit einer Reihe wertvoller Bücher hat er einem großen und begeisterten Leserkreis Anregung und Belehrung vermittelt und insbesondere in seinem ungekürzten Wanderbuch (verkürzt als „Im Strom der Zeit“³² erschienen) eine höchst anziehende und menschlich schöne Schilderung aus seinem Leben gegeben.

Als er in den 1880er Jahren durch den Kanal seiner württembergischen Heimat entgegenfuhr, kam das Gefühl über ihn, dass er sich zum wohlverdienten Lebensabend eigentlich hierfür zu rüstig fühlte und für sein deutsches Vaterland noch eine Aufgabe übernehmen könne. Er fing an nachzudenken und erinnerte sich der großen Segnungen, welche die Royal Agricultural Society of England mit ihrer großen jährlichen landwirtschaftlichen Wanderausstellung für den Fortschritt der englischen Landwirtschaft gebracht hatte und dass eine ähnliche Einrichtung auch der deutschen Landwirtschaft einen großen Impuls geben könnte. Der Gedanke ließ ihn nicht mehr los, und kaum auf deutschem Boden angelangt, begann er mit der Propaganda, wozu er sich als Zentrum Bonn-Poppelsdorf wählte, weil es so hübsch neutral zwischen Norden und Süden läge und dort eine landwirtschaftliche Akademie sei, deren Professoren ihm sicher helfen würden. Eyth, der aus dem freiheitlichen England mit seiner an einem Weltimperium geschulten großzügigen Auffassung kam, war sich über die kleinliche Enge der deutschen Verhältnisse nicht im klaren, wo man gerade in der Landwirtschaft in den Vorstellungen staatlicher Bevormundung befangen, alles Heil von oben erwartete und von dem frischen Wind einer großen privaten Initiative nicht erfasst war, die meist nur in kleinen Lokalvereinen und Sozietäten ein oft noch durch geringe öffentliche Intervention genährtes, kümmerliches Dasein fristete.

32 | Zuletzt unter dem Titel Max von Eyth: *Im Strom unserer Zeit: aus Briefen eines Ingenieurs*. 2 Bde. Düsseldorf 1985.

Es war ein für die deutsche Landwirtschaft epochemachendes Ereignis von den segensreichsten Folgen, als Eyth mit Energie und Geschick in diese schlaife Atmosphäre hineinstieß und die vielfach widerstrebende Landwirtschaft in eine Organisation hineinzwang, die ihre Führerin im modernen Fortschritt auf allen technischen Gebieten wurde. Eyth hatte sich vorgenommen, die Gesellschaft zu gründen, sobald 2000 Anmeldungen auf Grund des von ihm versandten Programms vorlagen. Ein größerer Besitzer aus dem Osten spottete in einem Brief an Eyth über seine Unkenntnis der deutschen Verhältnisse, er würde niemals 2000 Landwirte zusammenbringen, vielleicht 200, denn so viele Narren gäbe es wohl, die bei jedem Schwindel in Deutschland mitmachten. Auch die Professoren der Akademie enttäuschten ihn durch ihr Unverständnis für seine Pläne. Auch mit dem damaligen Direktor der Akademie, Geheimrat Dinkelberg, dem Vorgänger von von der Goltz, kam er nicht weiter und schildert uns in einem Wanderbuch mit köstlichem Spotte, mit welcher Sehnsucht er die Ankunft eines wirklichen Geheimrats aus Berlin erwartete, nachdem der einfache Geheimrat aus Poppelsdorf versagt hatte. Und diesmal war es keine Enttäuschung. Geheimrat Thiel³³, der langjährige hochverdiente Ministerialdirektor des Preußischen Landwirtschaftsministeriums, wurde in der Folge einer der eifrigsten und wirksamsten Helfer in der Durchführung von Eyths Plänen.

Die im Jahre 1888³⁴ gegründete DLG wurde mehr und mehr zum Mittelpunkt des landwirtschaftlich-technischen Fortschritts in Deutschland und ihre jährlichen Wanderausstellungen bildeten Höhepunkte in der Reihe der landwirtschaftlichen Ereignisse in unserem Lande. Zwei bedeutsame Grundsätze hatte Eyth der Gesellschaft mit auf den Weg gegeben: Aufbau und Finanzierung auf rein privater Grundlage unter Verschmähung jeglicher Staatssubvention und rein technischer Charakter unter Ausschluss jeder politischen oder wirtschaftlichen Betätigung. Gerade die strenge Wahrung dieses jedem politischen Meinungsstreit entrückten technischen Charakters verschaffte der DLG ihr hohes, weit über die engeren Fachkreise hinausreichendes allgemeines Ansehen.

Nur in einem Punkte, der sich in der Folgezeit als von vitaler Bedeutung für die Existenz der Gesellschaft erwies, war die deutsche Nachahmung

33 | Hugo Thiel (1836–1918), Ministerialdirektor im Preußischen Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten.

34 | Die Gründungsversammlung der DLG fand am 11. Dezember 1885 in Berlin statt.

von dem englischen Vorbild abgewichen, und zwar gegen den Willen von Eyths. Während die Royal Agricultural Society ihre Finanzierung fast ausschließlich auf den Einnahmen aus Mitgliederbeiträgen aufbaute, gründete die DLG drei große kaufmännische Geschäftsstellen für den Verkauf von Düngemitteln, Futtermitteln und Saatgut an ihre Mitglieder. Die beträchtlichen Einnahmen hieraus wurden allmählich zum Rückgrat der Finanzierung der DLG und bewahrte sie vor finanziellen Schwierigkeiten, die der Royal in einer kritischen Zuspitzung nicht erspart geblieben sind. In einer längeren vergleichenden Studie in den „Mitteilungen der DLG“ habe ich seinerzeit die einschlägigen Verhältnisse in Deutschland und England geschildert.

Als Mitarbeiter der DLG habe ich an fünf großen Ausstellungen teilgenommen in Berlin, Düsseldorf, Stuttgart, Leipzig und Kassel. Schon auf der ersten dieser Ausstellungen in Berlin 1906 wurde ich von Landesökonomierat Wölbling mit der Einrichtung einer besonderen Pressestelle auf dem Ausstellungsgelände beauftragt und schrieb eine größere Reihe von Artikeln über einzelne wichtige Teile der Ausstellung, die den Berichterstattern der politischen Zeitungen sachgemäßes Material zur Verfügung stellen sollten. Die Einrichtung fand Anklang und ich führte sie bis zu meiner letzten DLG-Ausstellung in Kassel (1911) fort. Außerdem [verfasste ich] jährlich größere Einführungsartikel in großen politischen Zeitungen der Ausstellungsstadt.

Was es in Deutschland an bestem Blut der verschiedenen Tierrassen gab, war auf der jährlichen Wanderausstellung versammelt, die neben den wertvollsten Erzeugnissen der deutschen Pflanzenzucht einen glänzenden Park moderner landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte sowie ausgezeichnete Darbietungen der mit der Landwirtschaft verbundenen anderen Industrien, besonders der Düngemittel- und Nahrungsmittelindustrie, aufwies. Es gab eine besondere Weinkosthalle und große Erfrischungsräume. Die täglichen Vorführungen der preisgekrönten Tiere und militärische Schauspiele im großen Ring boten stets ein imponantes Bild. Die Wanderausstellung der DLG erwies sich jedes Mal jährlich in einer großen Stadt als ein eindrucksvolles Schauspiel verständnisvoller Zusammenarbeit zwischen Stadt und Land, ein immer wiederholter Brückenschlag über alle Gegensätze hinweg.

Auf Anregung von Wölblings wurde in den „Mitteilungen der DLG“ eine besondere Abteilung „Landwirtschaftliche Erfahrungen des Auslandes“ eingerichtet, deren Bearbeitung man mir zuwies. Ich habe darin bis zu

meinem Ausscheiden aus der DLG eine größere Reihe von Artikeln über bedeutsame, für deutsche Landwirte wissenswerte landwirtschaftliche Fortschritte und Erfahrungen des Auslandes veröffentlicht.

Eine weitere, mich mit der Praxis in enge Berührung bringende Tätigkeit erhielt ich mit der Einrichtung der DLG-Anerkennung von Schaf- und Schweinestammzuchten. Diese Anerkennung mit dem Recht der Führung eines besonderen Markenzeichens sollte auf Grund einer sorgfältigen Prüfung der gesamten Zuchtverhältnisse der einzelnen Herden, die sich hierum bewarben (Reinheit der Abstammung, Gleichmäßigkeit und Qualitätsstand der Zucht, natürliche und wirtschaftliche Grundlagen des Zuchtbetriebes, Qualität der Wolle usw.), diejenigen herausheben, die dem Käufer von Zuchttieren die beste Gewähr für die Erwerbung von einwandfreiem Zuchtmaterial boten.

Eine besondere Anerkennungskommission von zwei Zuchtsachverständigen und mir als Geschäftsführer der Kommission bereiste die einzelnen angemeldeten Zuchtbetriebe und nahm eine manchmal einen halben Tag dauernde eingehende Prüfung des Zuchtbetriebes vor. Wir arbeiteten hierfür bald ein besonderes Punktieschema aus, wobei für jeden einzelnen Beurteilungsfaktor eine bestimmte Punktzahl als Höchstwert eingesetzt wurde. Wir pflegten getrennt zu punktieren und verglichen zum Schluss unsere gegenseitigen Ergebnisse, um sie auf einen einheitlichen Nenner zu bringen. Die beiden Kommissionsmitglieder, der frühere mecklenburgische Rittergutsbesitzer Jürgens und der Oberamtmann Ulrichs, früherer Pächter der Domäne Wildungen, waren ausgezeichnete Sachverständige als alte Schafzüchter, und so durfte ich eine gewisse Befriedigung empfinden, als ich bald von ihrer Beurteilung nur noch wenig abwich. Mit beiden verbanden mich freundschaftliche Beziehungen und die gemeinsamen Fahrten mit ihnen im Wagen von Gut zu Gut auf unseren mitunter wochenlangen Reisen durch landschaftlich schöne Teile von Thüringen, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, Westpreußen, Posen, Schlesien auf den im Blüschenschmuck des Frühlings prangenden oder in herbstlichen Farben leuchtenden oder im sommerlichen Sonnenglast glänzenden oder in weißer Winterdecke verhüllten Landstraßen gehören zu meinen köstlichsten Erinnerungen.

Die Besitzer der Schafstammherden waren an der Erlangung der DLG-Anerkennung sehr interessiert, da diese ihnen eine lohnende Verwertung ihres Zuchtmaterials versprach. Sie pflegten auf den jährlichen

sogenannten Bockauktionen ihre jungen zuchtfähigen Böcke zu verkaufen, wobei für beste Zuchttiere oft recht hohe Preise gezahlt wurden. Das Schaf ist züchterisch eines der interessantesten Tiere; durch seine verhältnismäßig schnelle Vermehrung im Vergleich zu Pferd und Rind und seine Wolle bietet es die Möglichkeit zu besonders wertvollen züchterischen Beobachtungen und Lehren, und es ist kein Zufall, dass gerade bei den wertvollen Schafrassen die züchterische Betreuung von Stammzuchten vielfach in der Hand von Berufszüchtern, den sogenannten Schäfereidirektoren, liegt.

Ursprünglich bildete das Wollschaf, und zwar das auf den Import aus Spanien zurückgehende Merinoschaf, den vorherrschenden Typ in der deutschen Schafzucht. Auf großen Gütern war bis weit in das 19. Jahrhundert hinein die Schäferei der Mittelpunkt des landwirtschaftlichen Betriebes und entscheidend für seine Rentabilität. Gezüchtet wurde vielfach eine hochfeine kurze Tuchwolle von starker Kräuselung und seidenweicher Beschaffenheit, die ein Charakteristikum des edlen Merinoschafes war.

Erst allmählich unter dem Einfluss der Konkurrenz überseeischer Wollerzeugungsländer – insbesondere Australien, Neuseeland, Südafrika – und des dadurch verursachten Preisdrucks schenkten die Herdenbesitzer der Fleischerzeugung stärkere Beachtung, und so entstand als vornehmste Zuchtichtung ein Typ, der Woll- und Fleischerzeugung miteinander verband. Aus der feinen kurzen Tuchwolle wurde so über die Mittelstufe der Stoffwolle die weniger feine, längere Kammwolle. Die Mehrzahl der Schafstammzuchten gehört heute diesem Merinokammwolltyp an, der nach der mehr oder weniger starken Entwicklung der Woll- oder Fleischerichtung eine große Mannigfaltigkeit aufweist. Mit dem Zurücktreten der Wolle und der dadurch verringerten Talgproduktion der Schafe gewann das Schaffleisch an Wohlgeschmack und wurde daher vom Konsum stärker begehrt, der es in Deutschland bisher im Gegensatz zu England und Frankreich wegen des talgigen Geschmacks sehr verschmäht hatte. Später führte Deutschland aus England auch reine Fleischschafrassen wie Shropshire, Hampshire, Oxfordshire, Southdowns ein, von denen einige hervorragende Zuchten die DLG-Anerkennung erhielten. Während das Anerkennungssystem sich in der Schafzucht sehr bewährte und schnell eine große Zahl von Stammherden erfasste, verhielten sich die Schweinezüchter zunächst abwartend, wobei vielleicht die Befürchtung mitsprach, Einzelheiten ihrer züchterischen Praxis nicht preiszugeben.

Um meine Kenntnisse hinsichtlich der technischen Qualität und Verwertbarkeit der Wolle zu vertiefen, arbeitete ich auf Veranlassung der DLG eine längere Reihe von Wochen praktisch in der Wollkämmerei und Wollwäscherei in Döhren bei Hannover. Um meine Zeit möglichst auszunutzen, hielt ich die Arbeitszeit der Arbeiter ein und konnte mir so in der Sortierabteilung unter Anleitung eines erfahrenen Sortiermeisters gute Kenntnisse erwerben. Döhren verarbeitete Wolle aus der ganzen Welt, aus europäischen und außereuropäischen Ländern, und es war äußerst lehrreich, die Qualitätsunterschiede der einzelnen Provenienzen festzustellen, Rasse, Stallhaltung oder Haltung im Freien und dergleichen sprachen sich in bestimmter Beschaffenheit aus. Ich erlangte eine solche Übung, dass ich mit geschlossenen Augen die Wollen auf ihr Sortiment fast genau zu taxieren vermochte. Eine besondere Rolle spielte die Beurteilung des Rendements, d. h. des Ausnutzungsgrades der einzelnen Wollen. Einige Wollen wie die Geelong-Wollen Australiens haben einen angenehmen, aromatischen Geruch, der Stallwollen abging.

Eine lehr- und genussreiche Abwechslung brachte mir im Herbst 1909 eine im Auftrag des Vorstandes der DLG unternommene Studienreise nach Dänemark [und] Schweden mit dem Auftrag, die Einrichtung der in diesen Ländern gegründeten sogenannten Milchkontrollvereine zu studieren. Während wir in Deutschland uns bis dahin auf die Feststellung der absoluten Milcherträge unserer Kühe beschränkt hatten, waren die fortschrittlichen Dänen und Schweden bereits zur Prüfung ihrer Milchkuhe auf Wirtschaftlichkeit ihrer Leistung übergegangen. Es wurden in den Kontrollvereinen, d. h. den Zusammenschlüssen einer begrenzten Zahl von Milchviehhaltern, durch periodische Erhebungen in den einzelnen Beständen durch einen eigens angestellten Kontrollassistenten nicht nur der Milch- und Milchfettertrag, sondern auch Menge und Wert des von jeder Kuh hierfür verbrauchten Futters festgestellt. So schuf man die Grundlage für eine Ausmerzung der wirtschaftlich nicht lohnenden Kühe und erhöhte damit den Ertrag aus dem Kuhstall.

Ich begann meine Reise mit einem Besuch des Niederrheins und Schleswig-Holsteins, wo bereits bescheidene Anfänge des Kontrollvereinswesens bestanden, und setzte sie dann nach Jütland fort, wo ich zahlreiche Betriebe besuchte, bis zum Skagerrak hinauf, in dessen Nähe ein größerer Besitzer eine ausgezeichnete Jersey-Herde unterhielt. Vor Beginn meiner Reise hatte ich bei einer dänischen Lehrkraft dänischen Sprachunterricht genommen und es so weit gebracht, dass ich mich

von Anfang an gut verständigen konnte und es nach wochenlanger Übung zu einer befriedigenden Beherrschung der Sprache brachte. Es hat mir das sehr geholfen, die Dänen empfanden es als eine Höflichkeit ihnen gegenüber, dass ein Deutscher nur zum Zwecke einer Studienreise sich die Mühe gemacht hatte, eigens die Sprache ihres kleinen Landes zu lernen, und erwiderten dies mit großem Entgegenkommen. So fand ich nicht nur überall die denkbar größte Gastfreundschaft, sondern auch eine reiche Ausbeute sachlicher Unterrichtung. Es erregte immer wieder meine Bewunderung, den hohen allgemeinen Bildungsstand der dänischen Bevölkerung auch auf dem Lande festzustellen und zu sehen, mit welcher vollendeter Formsicherheit die Frau des kleinsten Bauern dem Gast begegnete. Das Volkshochschulwesen hat in der Tat äußerst segensreich gewirkt und auch der kleine Mann ermangelt in seiner Bibliothek nicht der Klassiker seines Landes. Die hervorragende Schulung des genossenschaftlichen Geistes geht auch auf diese Bildungsstätte zurück und hat die vorbildlichen Leistungen des dänischen landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens in der ganzen Welt bekannt gemacht.

Dänemark ist ein typisches Bauernland mit starker Milchvieh- und Schweinehaltung; staatliche und Vereins-Konsulenten verrichten als landwirtschaftliche Berater ausgezeichnete Arbeit. Entgegenkommen-derweise unterstützten sie zuweilen auf tagelangen Reisen meine Mission. Von Jütland ging meine Reise weiter über Fünen, Langeland, Soland-Falster nach Seeland, wo ich von Kopenhagen aus noch eine Reihe von Touren machte. Die Schönheit der dänischen Hauptstadt machte auf mich einen starken Eindruck und ich genoss den Aufenthalt in einem sehr guten Hotel aufs beste. In Essen und Trinken musste man schon sattelfest sein, um unter den opulenten Verhältnissen Dänemarks bestehen zu können. Besonders das bekannte Smørrebrød konnte dazu verlocken, des Guten zu viel zu tun.

Mit einem reichlichen und wertvollen Material und neuen Einsichten verließ ich das gastliche Land und fuhr nach Schweden hinüber, wo ich meine Studien in Malmö und der fruchtbaren Landschaft Schonen begann, über Mittelschweden (Jönköping, Linköping usw.) bis Stockholm fortsetzte, von wo ich noch einen kurzen Abstecher nach Uppsala zu meinem Freund Professor Arenander machte. Auch in diesem Lande fand ich eine großartige Gastfreundschaft und ich durfte auf größeren Gütern und kleineren Bauernhöfen manche genussreiche Stunde erleben, woran ich heute noch in dankbarer Erinnerung zurückdenke. Mit

großzügiger Ritterlichkeit zeigte man mir alles Wissenswerte, so dass ich meine bereits stattliche Ausbeute noch wesentlich vermehren konnte. Nachdem ich noch einen Abstecher nach Göteborg zum Besuch der Trollhättan-Wasserfälle gemacht hatte, kehrte ich hoch befriedigt nach Berlin zurück. Es wurde dann bald auf der Grundlage meines Berichtes innerhalb der DLG ein Sonderausschuss für Milchleistungsprüfungen gegründet mit der Aufgabe, die Einrichtung von Kontrollvereinen in Deutschland zu fördern. Das ist in der Folge mit so bedeutsamen Erfolge geschehen, dass ein großes Netz dieser Vereine das Land bedeckte.

Das Jahr 1909 sollte leider nicht zu Ende gehen, ohne Therese und mir durch den Tod unserer über alles geliebten Mutter den bittersten Verlust zuzufügen. Seit Beginn meiner Tätigkeit bei der DLG im Jahre 1905 hatte ich meine Mutter durch einen monatlichen Zuschuss so wirksam unterstützen können, dass ihr ein vollkommen sorgenfreier Lebensabend beschieden war nach einem überaus arbeitsreichen, tätigen und opfervollen Leben.

Neben meinem anfänglichen Monatsgehalt von M 150, das bald auf M 200 erhöht wurde, hatte ich eine Monatseinnahme in gleicher Höhe aus einer Nebenbeschäftigung, die in der Betreuung eines jungen Landwirtschaft und Volkswirtschaft studierenden Ungarn bestand. Bela Weiss war mir schon in Poppelsdorf während meiner dortigen Assistentenzeit von seinem Vater anempfohlen worden, der Bela unter der Bedingung nach Deutschland zu Studien gehen ließ, dass er sich meiner Führung anvertraue. Nach dem ganzen Zuschnitt seines Lebens stammte er offensichtlich aus einer reichen Familie. Unter meiner Anleitung bestand Bela Weiss das staatswissenschaftliche Dokorexamen in Berlin mit gutem Erfolg; ich habe später nichts mehr von ihm gehört.

Meine Einnahmen hatten mir erlaubt, noch meine Bruderpflicht an Therese zu erfüllen, die eine recht schwere Jugend hinter sich hatte. Schon in früher Kindheit half sie der Mutter in der Hauswirtschaft und bei ihrem Dienst in der Städtischen Badeanstalt. Nachdem sie dann eine glückliche, sorglose Zeit im Pensionat in Wiesholz im schweizerischen Kanton Schaffhausen verlebt hatte, kamen einige sehr anstrengende Jahre, die sie als Kinderfräulein in mehreren Familien im Rheinland, in Lothringen und Westfalen verbrachte. Mit der Verbesserung unserer wirtschaftlichen Lage stand unser Entschluss fest, Therese zunächst eine gründliche Ausbildung zu geben als Voraussetzung für eine selbst-

ständige Tätigkeit. In längerem intensivem Privatunterricht konnte Therese dank ihrer hohen Intelligenz und außerordentlichen Willenskraft ihre Bildungslücken ausgleichen und bezog so vorbereitet die Kgl. Gewerbeschule in Rheydt, wo sie das Examen als Hauswirtschaftslehrerin mit bestem Erfolg bestand. Anschließend studierte sie in Berlin im Hause des Lette-Vereins weiter und legte schließlich ebenfalls mit vollem Erfolge das Examen als Gewerbeschullehrerin ab, um anschließend ein praktisches Jahr im Pestalozzi-Fröbelhaus in Berlin zu absolvieren. So nach gründlichen Studien vorgebildet, konnte Therese an die Begründung einer wirtschaftlich unabhängigen Existenz denken, die sie in einer Anstellung im Ursulinenkloster St. Angela in Haste bei Osnabrück fand, die sie mit glänzendem Erfolge bis zu ihrer Pensionierung im Jahre 1937 bekleidete. Ein großer Kreis von dankbaren Schülerinnen blieb ihr über die Pensionszeit hinaus in Liebe und Verehrung zugetan.

Während unserer gemeinsamen Zeit in Berlin war ich viel mit Therese zusammen, während unsere Mutter in M[önchen]Gladbach nach dem Ausscheiden aus dem städtischen Dienst einen ruhigen und friedlichen Lebensabend in einem behaglichen Heim genoss, den sie insbesondere kirchlichen und mildtätigen Übungen widmete. Es war immer ein frohes Ereignis, wenn wir Weihnachten zu Besuch zu Mutter kamen, bepackt mit Gans, Kuchen und anderen schönen Sachen. Meine Mutter war dann übergelukkig, wenn sie am Feste an den Armen ihrer Kinder ihren lieb gewohnten Gang zur Franziskanerkirche machen konnte.

Und nun wurden wir im November 1909 plötzlich nach Hause gerufen, wo unsere liebe Mutter an einer heftigen Lungenentzündung erkrankt war. Sie pflegte jeden Morgen schon um sechs Uhr die hl. Messe zu besuchen und die hl. Kommunion zu empfangen und hatte sich wohl in der nasskalten Witterung eine starke Erkältung zugezogen, die zu einer bösen Lungenentzündung führte. Sie war herzlich erfreut, als wir an ihrem Krankenbett weilten und ertrug ihre Leiden mit großer Geduld und Stärke. Ihre kräftige Natur und ihr ungebrochener Lebensmut wehrten sich gegen die Gefahr eines schlimmen Ausgangs, den wir aber trotz aller unserer Pflege in tiefer Bekümmernis näher rücken sahen. Nach dem Empfang der hl. Sterbesakramente segnete sie uns noch bei voller Klarheit des Geistes und stellte uns unter den besonderen Schutz der aller seligsten Gottesmutter, der sie im Leben stets eine so treue Verehrerin gewesen war. Und dann ging sie am 16. November sanft und friedlich hinüber in den ewigen Frieden. Ein Leben voll Liebe und

Güte, voll von Opfern und Mühen, erfüllt von beglückendem und gesegnetem Schaffen für ihre Familie, in Gottesvertrauen und Glaubenskraft gelebt und beschlossen, war zu Ende gegangen. In schmerzlicher Trauer betteten wir unsere geliebte, unvergessliche Mutter, deren Andenken in unauslöschlicher Dankbarkeit in unseren Herzen lebt, auf dem neuen Friedhof zur ewigen Ruhe.

In Berlin erwarteten mich neue Arbeiten. Es war damals in züchterischen Kreisen ein lebhafter Meinungsstreit über die Reinzuchtfrage entstanden, das heißt über die Bestimmung des Begriffes „Reinzucht“. Diese Frage ist von großer praktischer Bedeutung; der Käufer, der einen wertvollen reingezüchteten Oldenburger Hengst oder einen reingezüchteten Ostfriesenbullen kauft, will wissen, worin das Merkmal der Reinzucht besteht, das ihn davon bewahren soll, statt eines reingezüchteten Tieres mit einer durch längere Abstammung von Tieren der gleichen Rasse oder des gleichen Schlages gesicherten Vererbungs-kraft ein Kreuzungsprodukt zu erwerben, das solcher Sicherheit der Vererbung ermangelt. Da alle Tierrassen letzten Endes in ihrem Ursprung auf Kreuzungen zurückgehen, kann die Festlegung des Reinzuchtbegriffes nur in einer den wechselnden Verhältnissen der Praxis angepassten Form erfolgen. Die DLG beschloss daher zur Klärung der Frage eine genaue Untersuchung darüber durchzuführen, in welcher praktischen Art die Züchtervereinigungen des In- und Auslandes die Reinblutfrage für die von ihnen gezüchteten Rassen praktisch gelöst haben.

Diese Untersuchung wurde Geheimoberregierungsrat Dr. Lydtin und mir übertragen. Lydtin übernahm das In- und ich das Ausland. Lydtin war früher der Chef des badischen Veterinärwesens, hatte mit Geheimrat Werner von der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin ein grundlegendes Werk „Das deutsche Rind“³⁵ veröffentlicht und den Lydtinschen Maßstock erfunden für die Feststellung der Körpermasse von Tieren. Er hatte seinen Studien z. T. an der französischen Veterinär-Hochschule in Alfort obgelegen, sprach fließend Französisch und war ein fein gebildeter, über sein engeres Fachgebiet hinaus interessierter Geist. In den Kreisen der DLG genoss er hohes Ansehen. Im Laufe unserer gemeinsamen Arbeit kamen wir uns näher und ich durfte mich mancher anregenden und belehrenden Unterhaltung mit ihm erfreuen, zu der

35| August Lydtin: *Das deutsche Rind. Beschreibung der in Deutschland heimischen Rinderschläge.* Berlin 1899.

ich ihn oft in seinem Standquartier im „Hotel Fürstenhof“ aufsuchte. Das Ergebnis unserer gemeinsamen Arbeit erschien unter dem Titel „Der Reinzuchtbegriff und seine Festlegung in in- und ausländischen Züchtervereinigungen“³⁶ und trug wesentlich zur Beruhigung der Diskussion in züchterischen Kreisen und zu einer zweckentsprechenden Lösung der Frage bei.

Das Jahr 1910 brachte mir eine neue weltweite Aufgabe. Im Mai dieses Jahres beging Argentinien die Zentenarfeier seiner Unabhängigkeit, die es sich 1810 als damalige spanische Kolonie erkämpfte. Die argentinische Regierung verband mit dieser Feier eine große Weltausstellung, zu der auch Deutschland eingeladen wurde. In zahlreichen Unterhaltungen mit dem beauftragten Ausstellungskommissar Gustav Niederlein aus Zittau, einem langjährigen genauen Kenner Argentiniens, wurde die Frage einer Beteiligung der deutschen Landwirtschaft erörtert, die schließlich durch einen Beschluss des Vorstandes der DLG zustande kam. Mir wurde die Vorbereitung hierzu übertragen, die mich in häufige enge Berührung mit dem damaligen argentinischen Gesandten Indalecio Gomez³⁷ brachte, dessen in Berlin studierenden Sohn ich nebenbei betreuen konnte.

Wir brachten schließlich eine sehr ansehnliche Beschickung der Weltausstellung in Buenos Aires mit Pferden, Rindern und Schafen sowie den Arbeiten der DLG zustande, während außerdem noch deutsche Firmen Maschinen und Geräte ausstellten. Die geschäftliche Abwicklung der Tierbeschickung wurde der Firma Carl Hagenbeck in Stellingen bei Hamburg übertragen, die in solchen Weltgeschäften große Erfahrung besaß. Mit dem alten Carl Hagenbeck, einem echten Hamburger Original, befreundete ich mich sehr und kämpfte mit Erfolg mit ihm für eine finanzielle Unterstützung der Aktion durch das Reich. Der damalige Staatssekretär des Innern, Delbrück, dem wir im Reichstag Vortrag über die Angelegenheit hielten, brachte ihr großes Verständnis entgegen und Ministerialdirektor Lewald war uns ein wohlwollender und wirksamer Förderer. Von Pferdeschlägen kamen Holsteiner, Ostfriesische und Oldenburger Hengste zur Beschickung, von Rinderschlägen Jeverländer und rotbunte Holsteiner Balli-Kühe, von Schafrassen Merino-

36 | *Andreas Hermes/August Lydtin: Der Reinzuchtbegriff und seine Auslegung in deutschen und ausländischen Züchtervereinigungen. Berlin 1909.*

37 | *Indalecio Gomez (1850–1920), argentinischer Politiker, 1910–1914 Innenminister.*

Kammwollschafe, Böcke und Mutterschafe. Die Auswahl der Tiere geschah durch die einzelnen Züchtervereinigungen und unter ihrer Verantwortung, die allerdings von den Rinderzüchtern in wenig gewissenhafter Weise beachtet wurde, wie wir im Verlaufe der Transaktion später zu unserem großen Leidwesen erfahren sollten. Die Firma führte den ganzen Transport unter ihrem Risiko aus, der einige Zeit vor unserer Ausreise abging.

Die DLG hatte meine Entsendung als ihren Vertreter nach Buenos Aires beschlossen; sie bewilligte mir einen Reisezuschuss von M 2000, während das Reich einen Betrag von M 4000 bewilligte und die Deutsch-Südamerika-Linie mir eine freie Hin- und Rückfahrt zur Verfügung stellte. Mit ihrem schönen 8000-Tonnen-Dampfer „Kap Ancona“ erfolgte Anfang April die Ausreise, zugleich mit Carl Hagenbeck und seiner Frau, Frau Sawade, Gattin des von Hagenbeck beschäftigten Dompteurs Sawade, und meinem Bekannten D. Holtmeier, der damals bei der Landwirtschaftskammer für Ostpreußen beschäftigt war und dessen Teilnahme ich hatte ermöglichen können. Wir verlebten nach den ersten Tagen der Eingewöhnung und der Überwindung von Anwandlungen der Seekrankheit eine äußerst angenehme Fahrt. Einen halbtätigen Aufenthalt in Lissabon benutzten wir zu einem Autoausflug nach den Königsschlössern von Sintra, wo wir auf der Rückfahrt durch eine Autopanne in nicht geringe Bedrängnis gerieten. Aber es gelang uns noch, im letzten Augenblick unseren abfahrtbereiten Dampfer zu erreichen, von dem der alte Hagenbeck schon verzweifelt winkte. Hagenbeck führte eine Somali-Truppe an Bord mit, die er in Buenos Aires vorführen wollte, wo bereits sein Dompteur Sawade mit einer Dressurgruppe von Löwen und Tigern eingetroffen war. Jeden Morgen konnte man an Bord die schlank und ebenmäßig gebauten Somali bei ihrer stundenlangen Haar- und Zahntoilette beobachten. Einige Male führten sie auch an Bord zur Unterhaltung der Passagiere ihre Kriegstänze auf. Der alte Hagenbeck unterhielt uns stundenlang mit Erzählungen aus seinem Leben, das ihn aus bescheidenen Anfängen zu einer Weltfirma emporgeführt hatte. Seine liebenswürdige Gattin begegnete mit ihrer ruhigen gleichmäßigen Freundlichkeit allgemeinen Sympathien und wehrte bei noch so stürmischer See alle Anfechtungen der Seekrankheit mit großer Tapferkeit ab.

Einen unvergesslichen Eindruck empfingen wir bei der Einfahrt in den Hafen der unvergleichlich schön gelegenen Stadt Rio de Janeiro, gewiss eine der schönsten Städte der Welt. Wir benutzten einen längeren Auf-

enthalt zu einer Rundfahrt durch die Stadt und zu einem Besuch des berühmten Botanischen Gartens.

Kurz vor der Weiterfahrt erreichte mich ein äußerst deprimierendes Telegramm aus Buenos Aires, wonach die Mehrzahl unserer zur Ausstellung gesandten Rinder auf die Tuberkulinprobe positiv reagiert hätten und daher vom Zutritt ins Land zurückgewiesen wurden als tuberkuloseverdächtig. Es war ein bitterer Schlag nach so viel Arbeit und Mühen. Ich war über die Maßen enttäuscht, aber auch empört über die Sorglosigkeit, wenn nicht Gewissenlosigkeit der betreffenden Züchtervereinigungen, deren Pflicht es war, die Gesundheit der Ausstellungsstiere in einwandfreier Weise durch tierärztliche Untersuchung festzustellen. Die Nichtbeachtung der ihnen bekannten Bedingungen brachte uns nun vor der breitesten Öffentlichkeit in die peinliche Lage, aus der wir uns nur durch den schnellen Entschluss befreien konnten, den gesamten beanstandeten Rindertransport sofort wieder heimzubefördern. Ich gab daher sofort die nötigen Anordnungen und vermied so, durch die Abschachtung der Tiere in Argentinien die von den Tierärzten dieses Landes festgestellten Untersuchungsergebnisse durch den Schlachtbefund bestätigen zu lassen. Die dann in Deutschland unter unserer tierärztlichen Kontrolle vorgenommene Schlachtung erwies leider die beanstandeten Rinder in der Tat als tuberkulös. Nur eine Jeverländer Kuh war als gesund zur Ausstellung zugelassen worden.

Begreiflicherweise verlief der Rest der Fahrt in recht gedrückter Stimmung. Nach 21-tägiger Reise kamen wir in dem stattlichen Hafen von Buenos Aires an und sogleich am nächsten Tage begann die Arbeit. Mein erster Gang galt dem von Deutschland für seine Abteilung bestellten Ausstellungskommissar Geheimen Baurat Offermann, der mich in meinen Arbeiten sehr unterstützte und auch die erste Fühlung mit argentinischen Landwirten vermittelte. Unter diesen nahm der sehr vermögende Martinez de Hoz einen hohen Rang ein, der eine prachtvolle Estancia bei Mar del Plata im südlichen Teil der Provinz Buenos Aires hatte und als Hackneyzüchter einen hervorragenden Ruf genoss. Die von uns ausgestellten Oldenburger, Ostfriesen und Holsteiner Pferde waren in gewisser Hinsicht Konkurrenten des englischen Hackney, eines ausgezeichneten Wagenpferdetyps, der immer durch seine hohe elegante Knieaktion im Geschirr auffiel. Martinez de Hoz war Mitglied der Jury für unsere Pferde und es muss zu seiner Ehre gesagt werden, dass er die deutschen Konkurrenten des von ihm gezüchteten Pferdetyps mit strenger Unparteilichkeit beurteilte und ihnen die höchste Auszeich-

nung zuerkannte. Später war ich einige Tage Gast auf seiner von einem englischen Administrator verwalteten Estancia, die mit größter wirtschaftlicher Opulenz geführt wurde und über ein mit allem erdenklichen Komfort ausgestattetes großes Herrenhaus verfügte.

Argentinien hat eine große Anzahl solcher moderner Zuchtbetriebe, in denen ganz überwiegend englische Pferde-, Rinder- und Schafrassen in hoch gezüchteten Exemplaren gehalten wurden. England hat wohl kaum einen lohnenderen Abnehmer in der Welt für seine edlen Zuchtprodukte gehabt als die argentinische Züchter, die ungewöhnlich hohe Preise für bestes Zuchtmaterial zahlten. Gewiss wurde dieser züchterische Ehrgeiz in manchen Fällen zu einer Art Sport, dem wirtschaftliche Überlegungen fremd waren, aber letzten Endes doch die gesamte Landestierzucht segensreich befruchtete.

Ihren ungewöhnlich hohen Stand zeigte die Weltausstellung 1910, die von der Sociedad Rural Argentina, der zentralen privaten Landwirtschafts-Gesellschaft Argentiniens veranstaltet wurde. Die Gesellschaft pflegt eine große jährliche Ausstellung in ihren großartigen ständigen Ausstellungsbauten im Stadtteil Palermo zu veranstalten, zu der sie jeweils einen hervorragenden englische Züchter als Mitglied der Jury eigens herüberkommen lässt. Unsere Pferde, die von deutschen Bauernjungen als Begleitern gepflegt wurden, schnitten ausgezeichnet ab, wurden mit den höchsten Preisen ausgezeichnet und erzielten hohe Verkaufspreise. Ein Deutsch-Argentinier, Hosmann, kaufte einen sehr guten Holsteiner Hengst, und ich besorgte ihm auf seinen Wunsch nach meiner Rückkehr nach Deutschland vier gute Zuchtstuten, die ich in Holstein ankaufte und die nach glücklicher Überfahrt drüben sehr gut einschlugen.

Der damalige Präsident der Sociedad Rural Argentina war Dr. Emilio Frers, früher Landwirtschaftsminister, eine hochbegabte und hochangesehene Persönlichkeit des öffentlichen Lebens in Argentinien, in dessen gastlichem Haus ich manche anregende Stunde verbracht habe. Auch seine Estancia „La Estrella“ mit einer guten Herefordzucht habe ich gemeinsam mit ihm besucht wie auch eine große Reihe anderer Betriebe. Eine wertvolle Unterstützung hatten wir an unserem deutschen Gesandten von Bussche-Haddenhausen, später Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, der mit einer Argentinierin verheiratet war, deren lebenswürdige Gastfreundschaft ich in dankbarer Erinnerung habe. Manche genussreiche Stunde verlebte ich im deutschen Klub, in

dessen schönen Räumen man manche interessante Persönlichkeit traf. Dort fühlten sich alle Deutschen als Glieder eines einigen großen Volkes, ohne dass man irgend jemanden nach seiner Parteinummer gefragt hätte. Das waren die glücklicheren Zeiten, als noch die persönliche Freiheit als das erstrebenswerteste Gut des Menschen galt. Buenos Aires ist eine moderne Großstadt mit breiten Avenuen, glänzenden Geschäftsstraßen und prächtigen Plätzen.

Auf der Ausstellung führten wir unsere Pferde auch im Geschirr einem Interessentenkreise vor. In der Schafabteilung hatte ich als Preisrichter für die deutschen Schafe mitgewirkt, wobei ich in glücklichster Weise mit dem deutsch-argentinischen Estanziero, Adolfo Hess, zusammenarbeitete. Der landwirtschaftliche Sachverständige Deutschlands, Dr. Pfannenschmidt, gehörte ebenfalls der Jury an.

Nach Erledigung der Arbeiten auf der Ausstellung besuchte ich mit Holtmeier zunächst in der näheren Umgebung von Buenos Aires eine Reihe hervorragender Estanzien, wobei wir überall mit dem größten Entgegenkommen aufgenommen wurden. Die Größenverhältnisse setzten uns immer wieder in Erstaunen. Tausende von Pferden und Schafen als Bestand einer einzigen Estanzia, von einer größeren Anzahl berittener Gauchos überwacht, ergaben jedes Mal wieder ein eindrucksvolles Bild. Riesige von Draht eingezäunte Potrerros – Weidekämpfe von Luzernen, die in Argentinien die bevorzugte Weidepflanze ist, erforderten stundenlange Ritte. Neben den Haustieren bevölkerten stellenweise zahlreiche Hasen die Potrerros und es war ein überraschendes Bild, beim Einreiten in die Potrerros ganze Herden von Hasen davonjagen zu sehen. Als wir einmal an einem heißen Sommertag außen an einem Potrero vorbeiritten, sprang hinter dem Pfosten innerhalb des Potrerros ein Hase auf, der im schmalen Schatten des Pfostens Schutz vor der brennenden Sonne gesucht hatte. Die Hasen sollen, wie mir erzählt wurde, vor Jahren aus jagdlichen Gründen von einem Deutschen eingeführt worden sein, haben sich aber unter dem günstigen Klima des Landes so stark vermehrt, dass sie ähnlich wie die Kaninchen in Australien zu einer wahren Landplage geworden sind. So macht die Jagd auf sie kein sonderliches Vergnügen, der einheimische Gaucho verschmäht den Hasen und verlangt sein carne, das ihm in einer täglichen Menge von mehreren Pfund zusteht. Man behauptet auch, dass das Fleisch des argentinischen Hasen nicht so wohlschmeckend sei wie das unseres Hasen, eine Meinung, die allerdings Frau Trautsch in Buenos Aires mit einem köstlich zubereiteten Hasenbraten mit Rotkohl zu meiner größten Zufriedenheit widerlegte.

Im Anschluss an meine Besuche in der Provinz Buenos Aires bereiste ich das ganze Land mit Ausnahme des äußersten Südens, den ich nur bis zum Flusse Rio Negro kennenlernte, so dass ich nicht nach Patagonien hineingekommen bin. Die argentinische Regierung hatte mir zur Bereisung des ganzen Landes auf der Eisenbahn oder zu Schiff eine Freifahrkarte ausgestellt, ein großzügiges Entgegenkommen, das ich vor allem dem Ministerpräsidenten Indalecio Gomez verdankte, der bald nach meiner Ankunft in Argentinien von seinem Berliner Gesandtenposten an die Spitze der argentinischen Regierung berufen wurde und meine Mission in liebenswürdigster Weise unterstützte. Unser Reiseseweg führte nach Norden bis an den Chaco; mit einem Dampfer der Mihanowitschlinie fuhren wir in mehrtägiger Fahrt den breiten La-Plata-Strom hinauf bis Asunción, der Hauptstadt von Paraguay, deren nähere Umgebung wir auf guten, vom Kommandanten von Asunción uns zur Verfügung gestellten Pferden in Begleitung eines deutschen Instruktionsoffiziers, des Oberleutnants Reiss, zum Besuch von Bananen-, Ananaspflanzungen und Viehweiden benutzten. Wir fuhren dann durch das Innere des Landes mit der Bahn bis Villa Rica, dem damaligen Endpunkt; den letzten Teil der noch nicht ausgebauten Strecke legten wir mit Bauarbeitern in offenen, mit Eisenbahnbaumaterial beladenen Lorries zurück.

Von Villa Rica aus beschlossen wir zu Pferde nach Encarnacion zu reiten, eine Entfernung von etwa 60 km. Es gelang uns nach vielen Bemühungen einen Führer zu finden, der mit Gewehr und Revolver bewaffnet auf einem guten Pferde uns die unsrigen nebst einem Packpferd brachte. Er erklärte, auf seine Waffen zeigend, wir würden durch eine gefährliche Gegend reiten und er müsste uns schützen. Nachdem wir nach langem Verhandeln ihm seinen unverschämten hohen Führerlohn bewilligt hatten, ritten wir los, unser Führer mit dem mit unserem Gepäck beladenen Pferd voraus. Es war unterdessen Mittag und sehr heiß geworden und unser Weg war noch weit. Das hielt aber unseren Führer nicht ab, am nächsten Almacen abzusteigen mit der Erklärung, er müsse noch Munition holen, in Wirklichkeit aber, um eine gehörige Portion Alkohol zu vertilgen, wie uns sein torkelnder Gang belehrte, als er schließlich wieder erschien. Wir verständigten uns, Holtmeier und ich, dass wir den zweifelhaften Gesellen scharf im Auge behalten müssten. Nun ging es in flottem Trab über die weite flache Pampa in glühender Sonne. Einige Stunden ging alles gut, obwohl unser Führer auf seinem Pferde bedenklich hin und her schwankte. Mit einem Male, trotzdem das Reiten diesen Leuten zur zweiten Natur geworden ist,

fiel er herunter und das Packpferd ging galoppierend ab. Unser Führer war aber sofort wieder im Sattel, und nun jagten wir alle drei hinter dem Packpferd her, bei dessen Einfangen dem Führer der Schaft seiner Flinte zerbrach, was ihn sofort ernüchterte. Er kam mit der beschädigten Flinte zu uns mit den Worten: „Hier haben Sie Ihre Flinte, sie gehört Ihnen, geben Sie mir dafür 70 pese.“ Seinen Führerlohn hatten wir ihm schon in Villa Rica im voraus bezahlen müssen. Ich erwiderte ihm ruhig: „Wir werden das in Encarnación regeln.“ „Dann reite ich nicht mehr mit Ihnen.“ Worauf wir ohne Antwort weiter ritten. Er blieb kurz hinter uns zurück, folgte aber zögernd, und plötzlich fiel ein Schuss, den er aus seinem Revolver auf uns abgefeuert hatte, glücklicherweise ohne uns zu treffen. Nun war die Zeit gekommen, energisch zu handeln. Wir eilten auf ihn zu mit großer Schnelligkeit, beim Versuch auszuweichen fiel er wieder vom Pferde, worauf Holtmeier und ich schnell aus den Sätteln waren, ihn am Boden überwältigten und ihm den Revolver abnahmen. Ohne Waffen war er für uns nicht mehr interessant und wir setzten unseren Ritt fort, ohne uns weiter mit ihm einzulassen, sahen aber, dass er uns aus der Ferne langsam folgte.

Es ging alles gut, bis wir an einen breiten und tiefen Fluss kamen. Während wir noch vergeblich nach einer hindurchführenden Furt an einer flachen Stelle suchten, erschien unser Führer am Fluss. Auf meine Aufforderung, uns den Übergang über den Fluss zu zeigen, verlangte er zunächst seine Waffen, was wir ablehnten. Plötzlich setzte er an einer weiter abgelegenen seichten Stelle über den Fluss und jagte auf dem anderen Ufer in rasendem Galopp auf seinem sehr guten Pferde ab. Wir setzten ihm eiligst nach, um seiner von uns vermuteten Absicht zuvorzukommen, im nächsten Pueblo Kumpanen zu seiner Hilfe gegen uns zu holen. Ohne weiteren Zwischenfall langten wir auch dort an und ritten sofort zum jefe politico, dem Gemeindevorsteher, in dessen Hof wir unseren Führer inmitten einer Gruppe, worunter einige paraguayische Kavallerieoffiziere, heftig redend stehen sahen. Ich fragte nach dem jefe politico, dem ich zunächst das offizielle Empfehlungsschreiben der paraguayischen Regierung überreichte. Nachdem er es gelesen hatte, setzte ich ihm unser Erlebnis mit unserem Führer auseinander unter Abgabe der Waffen und unterließ nicht insbesondere den unverschämten Führerlohn mitzuteilen, den wir dem Führer hatten zahlen müssen. „Sie können sich“, so schloss ich mit bewusster Spekulation auf die Geldgier der Anwesenden, „von der Richtigkeit meiner Angaben selbst überzeugen. Der Führer hat die ganze Summe in seiner Tasche.“

Kaum hatte ich geendet, als ein Offizier hervortrat und dem jefe politico sagte: „Habe ich Ihnen nicht gesagt, dass Sie der Bande nicht trauen dürfen“, und zu uns gewendet erklärte er sich bereit, uns auf dem Rest unserer Reise bis Encarnación, einer Garnison, mit seinem Burschen zu begleiten. Das Ende war, dass der Führer, der der Gruppe einen Überfall durch uns mit Waffenberaubung vorgeschwindelt hatte, in Gewahrsam genommen wurde. Nach einem kurzen Bier-Imbiss, zu dem wir die Offiziere und den jefe politico einluden, setzten wir unseren Ritt dann fort.

Es war ein glücklicher Zufall, dass der Offizier uns auf dem noch langen und schwierigen Wege führte und auch als die Dunkelheit hereinbrach und wir viele Wasserstellen passieren mussten. Der Bursche des Offiziers ritt auf einem Schimmel voran, dessen weiße Farbe allein uns in der Dunkelheit den Weg wies. So konnten wir unter sicherer Führung den Ritt in der herrlichen Tropennacht mit den zahllosen herumschwirrenden Glühwürmchen und dem betäubenden süßen Duft der Orchideenwelt in vollen Zügen genießen. Es war nach den Aufregungen zu Beginn ein wundervoller friedlicher Abschluss.

Spät in der Nacht landeten wir in einem deutschen Gasthof in Encarnación, wo wir uns an köstlichem Bier erfrischten und uns mit herzlichem Dank von unserem wackeren Führer verabschiedeten. Am anderen Morgen stattete uns der Offizier mit einem Kameraden einen Besuch ab und nach einer Erfrischung verabschiedete er sich mit den besten Wünschen für die Weiterfahrt. Am nächsten Tag fuhren wir mit dem Dampfer den Alto Parana hinaus zu einem Besuch der großartigen Iguazú-Wasserfälle an der Grenze von Argentinien, Brasilien und Paraguay, die mit ihrer Mächtigkeit zu den bedeutendsten der Erde gehören. Auf der Rückfahrt kehrten wir zu einem kurzen Besuch auf der am Alto Parana gelegenen Estancia des Schweizers Dr. Louis ein, der mit großem Erfolg eine blühende Kaffeepflanzung angelegt hatte.

Das schöne Land Paraguay, mit guten natürlichen Produktionsbedingungen ausgestattet, leidet nur unter seinem völligen Abschluss von der Küste und unter den besonders damals sehr unruhigen politischen Verhältnissen, die es von einer Revolution in die andere stürzten.

Auf der Rückfahrt besuchten wir auch die Yerba-Mate-Pflanzung eines Franzosen. Yerba-Mate ist das in dem Lande übliche Teegetränk, das ein verdauungsförderndes Gegengewicht zu dem starken Fleischgenuss

bildet. Gemüse und Kartoffel spielten in der Ernährung auf dem Lande kaum eine Rolle. Der Yerba-Mate wird vielfach aus der sogenannten im Kreise herumgehenden bombilla³⁸ geschlürft.

Im Anschluss an diese Fahrt machten wir einen Abstecher nach Montevideo zum Besuch der von dem deutschen Professor Dr. Backhaus eingerichteten staatlichen landwirtschaftlichen Hochschule, an der eine Reihe von deutschen Professoren unterrichtete. Wir verlebten einige anregende Stunden in seinem gastlichen Hause, dessen liebenswürdige Hausfrau uns mit einer uns bis dahin unbekanntem, an Spanferkel erinnernden köstlichen Fleischspeise bekannt machte. Es war Fleisch des Gürteltieres, dessen Vorkommen für Südamerika typisch ist. In späteren Jahren hat ein anderer Deutscher, ein Westfale, Dr. Boerger, als Pflanzenbau-Zuchtsachverständiger durch seine ausgezeichneten Arbeiten und sein menschlich sympathisches Wesen einen einzigartigen Ruf genossen und dem deutschen Namen die größte Ehre gemacht.

Es hat sich an einer großen Reihe praktischer Beispiele immer wieder gezeigt, dass die Welt gern und neidlos hervorragende kulturelle Leistungen der Deutschen bewundert, ihnen die Anerkennung nicht versagt und ihre Mitarbeit freudig begrüßt, so wenig sie andererseits von lärmender Aufdringlichkeit und rohen Methoden einer abgestempelten ungeistigen Partei etwas wissen will, deren Gebaren die besten Seiten des tiefen deutschen Wesens verleugnet.

Die weitere Fahrt ging in die Provinzen Sana Fé, Salta, Jujuy, Tucuman usw. Neben Viehzucht und Viehhaltung wurden auch die Probleme des vorwiegend in den Händen von Kolonisten liegenden Ackerbaues studiert. Weizen, Mais und Lein, diese zur Samenbringung angebaut, sind die Hauptfrüchte des argentinischen Ackerbaues, deren Export einen bedeutsamen wirtschaftlichen Faktor für das Land darstellt.

Auf den Viehestanzen wohnten wir mehrere Male der Zähmung wilder Pferde bei, die von besonders geübten Gauchos mit einer bewundernswerten Geschicklichkeit, aber auch großer Rohheit unter den Sattel gezwungen wurden. Auf Estanzen gemästete junge Ochsen, sogenannte novillos, gehen zu Tausenden in die Frigorificas, die großen

38| Die Bombilla ist ein Trinkröhrchen mit unten angebrachtem Sieb, durch das der Tee aus einem ausgehöhlten Flaschenkürbis getrunken wird.

Schlachthäuser in Buenos Aires, die täglich Tausende von Rindern und Schafen schlachten, deren Fleisch teils gekühlt, teils gefroren wird und als sogenanntes chilled oder frozen beef vor allem auf den großen englischen Konsummarkt gelangt.

Die Fahrt auf den argentinischen Eisenbahnen ist äußerst angenehm; sie sind größtenteils in der Hand englischer Gesellschaften, die auf zuverlässigen und pünktlichen Dienst großes Gewicht legen. Auf der Fahrt durch die weiten, baumlosen Pampas, die in ihrer Monotonie einen großartigen Eindruck machen, muss man sich oft durch Staubmäntel gegen den durch alle Fugen und Ritzen dringenden feinen Pampastaub schützen. Unsere Fahrt ging nach Westen durch die stark Weinbau betreibenden Provinzen Mendoza und San Juan und von Mendoza weiter mit der trans-andinischen Bahn über die Cordilleren, die wir in einer Höhe von über 3000 m passierten, nach Chile. Es war eine ungewöhnlich eindrucksvolle Fahrt durch die gigantische Fels- und Trümmerwelt der Anden in äußerst schwierigen, kurvenreichen Windungen, wo überall Gefahren für die Züge und ihre Passagiere lauerten, die zur Winterzeit in der tief verschneiten Höhe zuweilen wochenlang stecken geblieben sind. An einer Stelle sah ich auf unserer Fahrt am jähem Hang einen abgestürzten ganzen Eisenbahnzug liegen.

Nach Überwindung der Cordilleren eröffnen sich dem Reisenden beim Abstieg nach Chile hinein liebliche Bilder einer blumen- und obstreichen Landschaft. Wir blieben einige Tage in Santiago, wo wir u.a. eine große landwirtschaftliche Ausstellung besuchten, die wertvolles Zuchtmaterial zeigte, allerdings nicht in der Fülle, wie wir es von Argentinien gewohnt waren. Santiago ist eine schöne, gartenreiche, malerisch gelegene Stadt, die bei moderner Entwicklung noch starke Züge südamerikanischer Eigenart bewahrt. Santiago ist weniger kosmopolitisch als Buenos Aires. Die ganze pazifische Küste ist im Verhältnis zu der atlantischen Küste Südamerikas weniger aufgeschlossen; diese mit ihrem Europa zugewandten Gesicht und ihrem gewaltigen, flachen und fruchtbaren Hinterland zog in ganz anderem Maße Einwanderer aus ganz Europa an, als das auf der Europa abgewandten pazifischen Küste mit ihren riesigen Barrieren der Cordillerenkette der Fall war. Erst allmählich und viel später konnten die Staaten an der pazifischen Küste wirtschaftlich aufholen, wenn sie auch heute noch in keiner Weise an das außerordentliche Entwicklungstempo z. B. Argentiniens heranreichen. Im Ausgleich sind dagegen die pazifischen Staaten Südamerikas als früherer Mittelpunkt der spanischen Vizekönige viel treuere Bewahrer und Hüter

der traditionellen, auf die Macht des spanischen Weltreiches zurückreichenden spezifischen südamerikanischen Kultur. Die herrlichsten Bau- und Denkmäler des spanischen Kolonialbarocks, Kirchen und Paläste finden sich in Chile, Peru, Ecuador und Kolumbien. Auch die Bevölkerung in diesen Ländern hat sich reiner und typischer erhalten als in den atlantischen Staaten.

Wir besuchten noch Valparaiso mit seinem bedeutenden und wachsenden Hafenverkehr, Valdivia, eine fast deutsch anmutende Stadt, und fuhren bis Puerto Mont, von wo aus wir deutschen Kolonisten in der Umgebung einen Besuch abstatteten. Das deutsche Element hat gerade in Chile einen Boden dankbarer Betätigung gefunden und genießt allgemeines Ansehen. Nach lehr- und genussreichen Tagen verließen wir Chile und fuhren auf dem gleichen Wege über die Cordilleren zurück nach Argentinien. Die Zeit war vorgerückt und die Stunde der Abreise nahte. Nach einigen weiteren Besuchen in Gebieten, die wir noch nicht besucht hatten, wurden zahlreiche Abschiedsbesuche *<besonders im Deutschen Club>* gemacht.

Mit dem Dampfer „Cap Ortegál“ traten wir die Heimreise an. Nach glücklicher Überfahrt kamen wir kurz vor Weihnachten in Hamburg an und sogleich fuhr ich nach Berlin weiter. Die Fahrt durch die winterliche Landschaft machte mich ganz bewegt. Der Anblick des deutschen Waldes hob trotz seiner Kahllheit nach den vielen Fahrten durch die riesigen baumlosen Pampas Argentiniens das Gemüt und ich war glücklich, wieder in der geliebten Heimat zu sein. Mein erster Gang galt meiner lieben Schwester, die noch in Berlin studierte, und wir verlebten dann zusammen ein schönes und stilles Weihnachten.

In der DLG hieß man mich herzlich willkommen und der Vorstand ließ mir mein ganzes Gehalt während meiner Abreise auszahlen, was für Therese und mich eine sehr erwünschte finanzielle Stärkung bedeutete. Das folgende Jahr 1911 brachte einschneidende Veränderungen für mich. Zunächst entsandte mich der Vorstand der DLG zu Studien- und Informationszwecken auf den im Mai 1911 stattfindenden großen internationalen Agrarkongress in Madrid. Er hatte mich bereits im Jahre 1907 auf den gleichen Kongress nach Wien entsandt; dieser Kongress war in glänzender äußerer Aufmachung und unter Beteiligung führender Agrarier aus vielen europäischen Ländern abgehalten worden. Von Deutschland waren u. a. Exzellenz Thiel, Geheimrat Boenisch, Dr. Rosicke und auch aus Frankreich der frühere französische Ministerprä-

sident Méline³⁹, Verfasser des weitverbreiteten Buches „Le retour à la terre“⁴⁰, von Italien Marchese Cappelli, der spätere Präsident des Internationalen Agrarinstituts, anwesend. Es war eine Elite von Vertretern der Landwirtschaft gekommen, und die Diskussionen in den einzelnen Kongress-Sektionen waren sehr belehrend und von hohem Reiz und ich veröffentlichte in den „Mitteilungen der DLG“ einen ausführlichen Bericht über Verlauf und Ergebnisse des Wiener Agrarkongresses.

Die Reise nach Madrid machte ich über Paris, wo ich auf dem Gare de Lyon eine sehr bequeme couchette, Liegewagen, nach Madrid nahm. Auf der Reise machte ich die Bekanntschaft *<einiger>* sehr angesehener Agrarpolitiker, so von Henry Sagnier, Chefredakteur der führenden landwirtschaftlichen Zeitschrift Frankreichs, des „Journal d’Agriculture pratique“, und von Sir Thomas Elliot, leitender Beamter des englischen Board of Agriculture. In anregender Unterhaltung verbrachten wir die herrliche Fahrt über die Pyrenäen, an Burgos vorbei, dessen gotischer Dom im klaren Licht eines wundervollen Maitages herüberwinkte, bis Madrid. Es war eine genuss- und lehrreiche Einleitung zu den Arbeiten des Kongresses. In Madrid wohnte ich im Hotel „Ingles“ mit voller Verpflegung, die sehr gut und reichlich war und zu jeder Mahlzeit eine halbe Flasche Wein einschloss. Der Kongress wurde mit großer Feierlichkeit in Gegenwart des spanischen Ministerpräsidenten Canalejas eröffnet. Präsident war der spanische Graf Montornes, den ich von der Wanderausstellung der DLG in Düsseldorf 1907 kannte, wo ich ihn im Auftrag der DLG zu führen hatte. Neben Canalejas, der später einem Attentat zum Opfer fiel, sprach auch der alte, verehrungswürdige frühere Ministerpräsident Maura. Unter den deutschen Teilnehmern befanden sich fast alle führenden Landwirte, die bekannten führenden Weingutsbesitzer der Pfalz, Dr. Bassermann-Jordan und Reichsrat Buhl, ferner Dr. Felber vom Deutschen Kalisyndikat. Es wurde in den einzelnen Sektionen fleißig gearbeitet, insbesondere kam es auf dem Kongress zu wertvollen persönlichen Bekanntschaften.

Die Spanier hatten mit ihrer traditionellen Gastfreundschaft zahlreiche gesellschaftliche Veranstaltungen vorgesehen, an der Spitze stand ein glänzender Empfang bei König Alfons in dem großartigen Madrider Kö-

39| Jules Méline (1838–1925), Vertreter einer landwirtschaftlichen Schutzzollpolitik, 1896–1898 französischer Ministerpräsident.

40| Jules Méline: *Le Retour à la terre et la surproduction industrielle*. 3. Aufl. Paris 1905 (deutsche Ausgabe 1906).

nigsschloss, in dessen großem Empfangssaal sich die Delegationen der einzelnen Länder unter Führung ihrer Botschafter bzw. Gesandten zur Vorstellung aufgestellt hatten, und zwar in der Reihenfolge des Alphabets nach den Namen der Länder. Unser Botschafter Prinz Ratibor, dem ich einige Tage vorher meinen Besuch gemacht hatte, trug die Uniform der Gardedragonier. Als „Allemagne“ kam unser Land zuerst an die Reihe. Als der König mit einem zahlreichen Gefolge erschien, wurde als deutscher Delegierter zuerst Dr. Bassermann-Jordan vorgestellt, den der König in französischer Sprache begrüßte. Als zweiter hatte ich die Ehre; als ich dem König auf seine Frage: „Monsieur vous venez aussi de l'Allemagne?“ in spanischer Sprache antwortete, war er sehr erfreut und fragte mich, wo ich die spanische Sprache erlernt hätte. Als ich ihm erwiderte, dass ich im vergangenen Jahre in Argentinien gewesen sei, meinte er: „Pero, Vd. habla el puro castellano“ *«Aber Sie sprechen reines Kastilisch»*, und war dann befriedigt als ich ihm erklärte, dass ich in Berlin vor meiner Reise nach Argentinien einen spanischen Lehrer aus Madrid gehabt hätte. Der König zog mich in ein längeres Gespräch, fragte mich nach meinen Eindrücken über die spanische Landwirtschaft und verabschiedete sich in liebenswürdigster Weise. Nachher bei einem köstlichen Champagner-Buffer traf ich noch in dem deutschen Botschaftsrat von Scheven einen alten Bekannten von der deutschen Gesandtschaft in Buenos Aires.

Es folgten weitere Empfänge bei den spanischen Landwirten, der Stadt Madrid usw. sowie Ausflüge in die nähere Umgebung nach Toledo mit seinem berühmten, im späteren Bürgerkrieg heldenhaft verteidigten Alcazar, seinen Erinnerungen an die gotische Königsstadt, seiner herrlichen Kathedrale mit dem wundervollen Domschatz und seinem Greco-Haus. Meine freie Zeit benutzte ich vor allem zum Besuch des weltberühmten Prado-Museums mit seiner geradezu erdrückenden Fülle von Meisterwerken der Spanier Velasquez, Murillo, Goya, Ribera, Zurbaran, Greco und andere. Es war eine einzigartige Erholung, wobei ich immer wieder nur bedauerte, dass die unzulänglichen Räume eine den ruhigen Genuss störende, übermäßige Anhäufung der Gemälde bewirkten.

Einen Sonntagnachmittag widmete ich dem Besuch eines Stierkampfes in der riesigen Madrider Arena. So große Bewunderung die unerhörte Geschicklichkeit und der persönliche Mut der Teilnehmer, insbesondere der Matadoren, auch hervorrufen mochte, im ganzen stieß mich doch die gefühllose Rohheit, mit der abgetriebene Gäule der rasenden Wut der Kampfstiere preisgegeben wurden, aufs höchste ab. Der Anblick

eines armen Gaules, dem vom Stier der Bauch aufgeschlitzt wurde und der trotzdem mit heraushängenden Eingeweiden weiter dem Wüten des Stieres in der Arena ausgesetzt wurde, war für unser Empfinden schlechthin unerträglich. Ich fühlte, dass ich einer uns fremden Volksmentalität gegenüberstand und konnte nicht begreifen, dass die Frauen aller Stände einem solchen rohen Schauspiel beiwohnen konnten. Auch die katholische Kirche scheint solchen Volksunterhaltungen gegenüber machtlos zu sein. Die frenetische Begeisterung, mit der die Menge besonders mutiges Verhalten der Teilnehmer auszeichnete durch Beifallsrufe und Hinunterwerfens ihrer Hüte in die Arena sowie der ebenso einem tapferen Stier gezollte Beifall wie sein Auspfeifen bei feigem Verhalten, all' das ging über mein Begreifen und ich verließ die Arena mit starker innerer Ablehnung. Der Kongress als solcher sowie die äußerst gastfreundschaftliche Aufnahme in Madrid hinterließen dagegen bei mir die angenehmsten Eindrücke.

Die Heimreise führte mich über Kataloniens Hauptstadt Barcelona, wo ich einen Tag verbrachte und bei einem Spaziergang auf dem Tibidabo einen herrlichen Rundblick über die malerisch gelegene Stadt genoss. Weiter ging die Fahrt. Die Weiterreise ging nachts über Perpignan, Narbonne, Sète, Marseille, Toulon, die Riviera entlang nach Turin und von dort über Mailand mit dem direkten Zug über den St. Gotthard nach Berlin.

In Berlin fand ich in meiner Wohnung eine Aufforderung des Hauptgeschäftsführers der DLG, Dr. Wiese, des Nachfolgers des verstorbenen Landesökonomierats Wölbling, vor, schnellstens in die DLG zu kommen. Als ich am anderen Morgen zeitig in seinem Büro erschien teilte er mir mit, dass Exzellenz Thiel von Rom aus, wo er an der dort stattfindenden Generalversammlung des Internationalen Agrarinstituts teilnahm, mich telegraphisch aufgefordert habe, sofort nach Rom zu reisen. Eine freudige Überraschung für mich, eine Reise nach dem von jedem Deutschen ersehnten Rom, Freifahrt 1. Klasse hin und zurück, freier Aufenthalt in Rom. So fuhr ich am nächsten Tage, nachdem ich gerade über den St. Gotthard heimgekehrt war, über die andere Route, den Brenner, wieder südwärts und kam nach einer Reise voll neuer herrlicher Eindrücke in Rom an. Ich wohnte in der Pension „Quisiana“ in der Via XX Settembre, die damals als die beste deutsche Pension in Rom galt und in der Tat von Dr. Massan und besonders seiner tüchtigen und energischen Frau hervorragend geleitet wurde. In der gleichen Pension wohnte damals Geheimrat Dr. Traugott Mueller, der ständige offizielle

Delegierte Deutschlands am Internationalen Agrarinstitut. Außerdem traf ich dort Geheimrat van der Boerght, Präsident des deutschen Statistischen Reichsamtes, Landesökonomierat Johannsen (Hannover) mit seiner reizenden Gattin, die der deutschen Delegation zur Generalversammlung angehörten, die Exzellenz Thiel führte. Außerdem war noch Hans Edler zu Putlitz Mitglied der Delegation. Geheimrat Mueller stellte mich dem Präsidenten des Instituts, Marchese Capelli, vor, der mich in seinem Arbeitszimmer in dem in der Villa Borghese gelegenen Institut aufs liebenswürdigste empfing.

Nachdem Geheimrat Mueller mich schon vorher andeutungsweise unterrichtet hatte, erfuhr ich nun offiziell vom Präsidenten, dass man mit mir wegen der Übernahme der Leitung der landwirtschaftlich-technischen Abteilung verhandeln wolle. Das Institut arbeitete in drei großen Abteilungen, der statistischen, der volkswirtschaftlichen und der landwirtschaftlich-technischen Abteilung. Alle drei Abteilungen, deren jede über einen größeren Stab wissenschaftlicher Mitarbeiter und technischer Hilfskräfte verfügte, wurden von Italienern geleitet, während ein weiterer Italiener das Amt des Generalsekretärs, d. h. des Chefs der Institutsverwaltung innehatte.

Der Leiter der landwirtschaftlich-technischen Abteilung war ein Professor Giglioli, Dozent der Agrikulturchemie an der Universität Pisa. Er erschien der Institutsleitung offenbar als nicht geeignet, da er mit den von der Abteilung herauszugebenden französischen und englischen Publikationen seit Monaten im Rückstand war. Als ich nach der Vorstellung beim Präsidenten mich zur näheren Unterrichtung in die landwirtschaftlich-technische Abteilung begab und zunächst Professor Gigliolo aufsuchte, traf ich einen äußerst liebenswürdigen, klugen älteren Herrn an, der inmitten einer großen Anzahl aufgestapelter Möbel wie in einem Trödlerladen saß und mir bald den Eindruck eines verwaltungsfremden und Organisationsfragen unpraktisch gegenüberstehenden Mannes machte. Sein Vertreter war ein Franzose, Sektionschef Saulnier, ein ungemein nervöser, unruhiger Herr mit flackernden Augen, der ständig hin und her sprang, mir aber in Verwaltungsfragen nicht stärker erschien als sein Chef. Ich war mir über die Lage bald klar und entschlossen, bei entsprechenden Bedingungen mich für die angebotene Stelle zur Verfügung zu stellen. Aber schon in der zweiten Unterredung mit Präsident Cappelli tauchte mit einer internationalen Etikettenfrage eine ernste Schwierigkeit auf. Die Franzosen, deren ständiger Vertreter am Institut der ebenso kleine wie sachkundige, eitle Louis Dop war, stießen

sich daran, einem Deutschen als Abteilungsleiter den Franzosen Saulnier als Sektionschef zu unterstellen, und so suchte der stets kompromissfreudige Marchese Cappelli eine Art Condominium zwischen Saulnier und mir zustande zu bringen. Ich lehnte sofort eindeutig ab, erklärte, nichts dagegen zu haben, wenn Saulnier seine Sektion unabhängig führe, als Teil der technischen Abteilung aber könne sie nur einer einheitlichen Leitung unterstellt sein.

Darauf trat die bei solchen internationalen Differenzen übliche Unterbrechung in den offiziellen Pourparlers ein, die ich zu genussreichen Besuchen eines Teiles der Sehenswürdigkeiten der Ewigen Stadt benutzte. Schnell wurde ich der Wahrheit des Wortes eines Franzosen inne, der Rom „le centre de l’humanité“⁴¹ nannte und meinte: „C’est un des plus grand bienfaits dont on doive remercier la destinée que d’y avoir vécu pendant quelques années.“⁴² Noch vor Ablauf des Jahres sollte ich den Genuss dieser Wohltat antreten. Zunächst sah es allerdings noch nicht danach aus. Ein Tag nach dem anderen verging, ohne dass der Präsident des Instituts mir eine Einladung zu einer neuen Besprechung zugehen ließ. Eine volle Woche hatte ich so unbekümmert mich dem Genuss der unvergleichlichen Stadt hingegeben, und so verlockend mir die Fortsetzung auch erschien, zur Wahrung meiner persönlichen Stellung musste das Antichambrieren abgebrochen werden.

Ich beschloss daher, ein Ende zu machen, und bat eines Tages Geheimrat Mueller dem Präsidenten mitzuteilen, dass am nächsten Tage mein Zug nach Berlin abgehen würde. Ich könne nicht länger warten, da meine Geschäfte in Berlin dies nicht zuließen. Mueller wollte mich überreden, von dieser ihm etwas ultimativ erscheinenden Form abzusehen. Ich blieb aber bei meiner Erklärung, umso mehr als mir die völlige Hilflosigkeit am Institut und damit meine Chance klar geworden waren. Die Wirkung war prompt. Noch am gleichen Tage bat Cappelli mich zu sich und erklärte sein Einverständnis mit der Unterordnung des Franzosen unter meine Leitung. Er schlug eine probeweise Anstellung vor, während welcher ich zwei Hefte der von der Abteilung herausgegebenen Monatszeitschrift veröffentlichen sollte, auf Grund deren dann die Entscheidung über meine endgültige Anstellung erfolgen sollte. Dagegen hatte ich nichts einzuwenden und bat nur, entgegen dem Wunsche des Präsi-

41 | *Französisch: Den Mittelpunkt der Menschheit.*

42 | *Französisch: Es ist eine der größten Wohltaten, für die man dem Schicksal danken muss, hier einige Jahre gelebt zu haben.*

ten, meine Probezeit möglichst sofort anzutreten, noch um eine zeitliche Verschiebung meines Eintritts bis zur Fertigstellung meines großen Berichts über die argentinische Landwirtschaft, der einige Zeit später als offizielle Publikation des Reichsamtes des Innern erschien.⁴³

Mit großer Befriedigung trat ich die Heimreise an und beendete in angestrengter Arbeit meinen Bericht über Argentinien, um mich dann in der zweiten Oktoberhälfte von meiner lieb gewordenen Arbeitsstätte in der DLG, Dessauer Straße 14, zu trennen. Ich nahm Abschied vom Vorsitzenden, Hauptgeschäftsführer und allen Kollegen. Nur mit tiefer Dankbarkeit kann ich jener sechs Jahre fruchtbarer und anregender Tätigkeit von 1905–1911 gedenken, die ich dort verbringen durfte. Mit besonderer, dankbarer Verehrung bewahre ich das Bild des vortrefflichen Landesökonomierats Wölbling, der mich von Anfang an wohlwollend gefördert hat und dem ich manche wertvolle Belehrung verdanke. Er starb leider noch während meiner Dienstzeit in der DLG, viel zu früh für das ihm anvertraute Werk. Auch seines Nachfolgers, des lebenswürdigen, charaktervollen und tüchtigen Dr. Wiese gedenke ich in Dankbarkeit. Den Gründer der DLG, den hochverdienten Max von Eyth, habe ich noch auf der Berliner Wanderausstellung 1906 persönlich erlebt. Mit der Gründung der DLG hat er, der Ingenieur, der deutschen Landwirtschaft ein einzigartiges Werk geschenkt, das, wenn es auch entgegen seinem ursprünglichen Plan in wichtigen Grundfragen von dem englischen Vorbild abwich, doch stets streng in seinem Geiste sich innerhalb der Grenzen seines technischen Arbeitsgebietes hielt. „Das Schreien überlasse den anderen, Du aber Sorge für Brot.“ Markante Devise der DLG: „Wissen und Können“. Die DLG hatte das Glück, von tüchtigen und weitblickenden Männern geführt zu werden, und in ihren zahlreichen Sonderausschüssen für die einzelnen Zweige war die Elite der deutschen Landwirte vereinigt. Mehr als irgendeine Einrichtung der deutschen Landwirtschaft hat die DLG für die verständnisvolle Zusammenarbeit der Landwirte aus Ost und West, aus Nord und Süd und damit für die Stärkung des Reichsgedankens gewirkt. Unter den vielen Veranstaltungen, der alljährlichen „Grünen Woche“ in Berlin, der großen Heerschau, gehörten diejenigen der DLG zu den bedeutsamsten.

Unter den Kollegen der DLG verband mich bald eine enge persönliche Freundschaft mit dem in der Gerätestelle tätigen Diplomingenieur Hag-

43| *Andreas Hermes: Zur Kenntnis der argentinischen Landwirtschaft (Berichte über Landwirtschaft Bd. 29). Berlin 1913.*

mann, einem geborenen Württemberger. Wir aßen täglich zusammen im Königsberger Garten oder Potsdamer Garten oder im Thomasbräu. Für M 1 bis 1,20 gab es immer ein einfaches, schmackhaftes Essen. Der Sonntagnachmittag war bei schönem Wetter immer einem Ausflug in die landschaftlich so reizvolle Umgebung von Berlin mit seinen Seen und Wäldern gewidmet und an hohen Festtagen führte uns oft ein mehrtägiger Ausflug in die weitere Umgebung, wobei uns zuweilen Dr. Brockhage Gesellschaft leistete. Meine Freundschaft mit dem edlen und aufrechten Hagmann hat nie eine Unterbrechung erfahren und wir haben uns noch in späteren Jahren zu lieb gewohnter Aussprache und zu Spaziergängen zusammengefunden. Noch heute empfinde ich Befriedigung in der Erinnerung, dass ich der DLG sechs Jahre lang treu blieb und andere Angebote ablehnte, als erstes eine Aufforderung, persönlicher Mitarbeiter von Dr. Roesicke im Bunde der Landwirte zu werden, und dann vor allem das auch finanziell verlockende Angebot, die Chefredaktion der „Illustrierten Landwirtschaftlichen Zeitung“ zu übernehmen. Der Vorstand der DLG quittierte diese letzte Ablehnung mit Gewährung einer Gehaltszulage von jährlich M 1000.

Mein Gepäck war bald versandbereit und so kam als letztes der schwerste Abschied von meiner geliebten Schwester Therese, die nach Beendigung ihrer Studien in Berlin und Absolvierung ihres praktischen Jahres am Pestalozzi-Fröbelhaus in Berlin eine Stelle als Gewerbeoberlehrerin bei den Ursulinen in St. Angela in Haste bei Osnabrück angenommen hatte. Da ich sie oft besuchte und besonders, wenn ich Erholung von beruflicher Arbeit ersehnte, sie stets in ihrem gemütlichen Heim in Haste fand, war unsere Trennung für uns beide schmerzlich. Aber wir trösteten uns in dem gemeinsamen Plan, dass Therese auch bei erster Gelegenheit Rom besuchen sollte. Ich war glücklich und beruhigt in dem Gedanken, Therese in einer ihr zusagenden Stellung zu wissen, in der sie ihre reichen Geistesgaben und ihre in einem gründlichen, mehrjährigen Studium erworbenen gediegenen Kenntnisse für die hausfrauliche Ausbildung der heranwachsenden weiblichen Jugend und damit für eine hohe und schöne Aufgabe einsetzen konnte. Mit welchem großem Erfolge sie dann in fast 30-jähriger Berufsarbeit gestanden hat, lehrte die Verehrung und Anhänglichkeit, mit der viele ihrer Schülerinnen ihr während ihres ganzen Lebens verbunden blieben.

Mit den Segenswünschen von Therese und meiner treuen Hauswirtin, Fräulein Elisabeth Doering, die mich einige Jahre aufopfernd betreut hatte, trat ich die Reise nach Rom an, und damit begann ein besonders

anregender und genussreicher Abschnitt meines Lebens. In den letzten Monaten hatte ich in Berlin bei einem italienischen Sprachlehrer Unterricht genommen und war daher schon mit gewissen Sprachkenntnissen ausgestattet, die ich durch weiteren systematischen Unterricht so vertiefte, dass die Beherrschung der italienischen Sprache mir in verhältnismäßig kurzer Zeit keine besonderen Schwierigkeiten mehr bereitete. Ich legte auf diesen Punkt von Anfang an großes Gewicht, da die Kenntnis der Sprache eines fremden Landes für den dort wohnenden berufstätigen Ausländer die vornehmste Vorbedingung des Erfolges ist. Ich bewohnte in den ersten Monaten wieder ein Zimmer mit voller Verpflegung in der ausgezeichneten Pension „Quisisana“, mietete dann für einige Zeit zwei Zimmer in einem römischen Privathause, das ich aber wegen Sucht zu übertriebener Ausnutzung verließ, um in die Via Gaeta in der Nähe der Diokletianermen zu ziehen zu Frau Battelli, einer älteren Beamtenwitwe, die mit ihrem Mädchen zusammenwohnte und mich bis zu meinem Abschied aus Rom wie einen Sohn betreute.

Ohne Verzug stürzte ich mich in die Arbeit. Es war der 27. Oktober 1911, als ich mich vormittags beim Präsidenten des Instituts zum Dienstantritt meldete. Als er mich fragte, wann ungefähr ich glaubte, das erste der probeweise von mir herauszugebenden beiden Hefte der Monatszeitschrift „Bulletin des Renseignements agricoles et des Maladies des Plantes“ fertigstellen zu können, gab ich ihm den 1. Dezember an, worauf er lachend meinte: „Das können Sie doch nicht so auf den genauen Tag bestimmen.“ „Je m’engage envers vous, Monsieur le Président“, war meine Antwort, worauf er befriedigt, aber doch etwas ungläubig nickte. Meine Stellung war die eines Divisionschefs. Das Institut hatte vier leitende Beamte, einen Generalsekretär und drei Divisionschefs. Außer mir waren alle leitenden Beamten Italiener. In dem Beamten- und Angestelltenstab des Instituts überwog das italienische Element sehr stark. Italien als Gastland des Instituts mit seinem König als seinem hohen Protektor und tatkräftigen Förderer durfte gewiss ein Vorrecht in der Besetzung der Verwaltungsstellen beanspruchen, allerdings immer nur in einem Rahmen, der die erfolgreiche Lösung der Institutsaufgaben gewährleistete. Wie sehr dieser Rahmen in meiner Abteilung gesprengt war, erfuhr ich bald in meiner praktischen Arbeit.

Der König Viktor Emanuel hat das Verdienst, die Gründung des Internationalen Landwirtschaftlichen Instituts überhaupt erst ermöglicht zu haben. Der ideelle Schöpfer ist aber ein amerikanischer Jude, David Lubin, ein vermögender Warenhausbesitzer aus Sacramento, der

Hauptstadt Kaliforniens, ein Original im besten Sinne des Wortes, ein fanatischer Verfechter seiner Idee, bis er sie zum Ziele geführt hatte. Die wilden Börsenmanöver am amerikanischen Getreidemarkt mit ihren verhängnisvollen Einflüssen auf die Preisbildung hatten in Lubin, einem Mann von starkem Gemeinsinn, den Gedanken entstehen lassen, durch eine offizielle internationale Stelle alle für die landwirtschaftliche Preisbildung – in erster Linie war zunächst an die Getreidepreise gedacht – maßgebenden Grundlagen wie Saaten- und Erntestandsbericht, Ernteergebnisse, Frachten, Preise usw. aus der ganzen Welt systematisch zu sammeln und in regelmäßigen Veröffentlichungen zur Kenntnis der Landwirte und anderen interessierten Stellen in den einzelnen Ländern zu bringen. Die Landwirtschaft sollte damit in die Lage versetzt werden, sich selbst ein zuverlässiges Urteil über die Preisentwicklung zu verschaffen und so vor einer sie schädigenden Spekulation geschützt werden.

Da der Prophet im eigenen Lande nichts gilt, stieß Lubin mit seinen Ideen im Department of Agriculture in Washington auf taube Ohren und machte sich nun kurz entschlossen auf den Weg nach Europa, wo er nach Ablehnung in einigen Ländern schließlich beim König von Italien, Viktor Emanuel, und seinem klugen Ministerpräsidenten Giolitti Verständnis für seine Pläne fand. Man erzählt, dass das amerikanische Original den König von Italien so ansprach: „Sire, Sie sind zwar König, aber noch kein berühmter Mann, aber Sie werden es werden, wenn Sie meine Gedanken ausführen.“ Si non è vero, è ben trovato sagt der Italiener, und im übrigen würde der Ausspruch ganz in das Bild des Originals Lubin passen. Ich hatte ihn bereits im Mai 1911 während meiner ersten Vorstellung in Rom kennengelernt und ihn dann in Berlin wiedergesehen, das er kurz besuchte. Ich verlebte damals zusammen mit Professor Bade vom Deutschen Landwirtschaftsrat einen angeregten Abend mit ihm im Hotel „Kaiserhof“ und begleitete ihn am nächsten Tage auf einer Rundfahrt durch Berlin. Sein fast ausschließlicher Gesprächsstoff waren seine Ideen über die Entwicklung des Instituts. Als ich mich bei seiner Abreise von Berlin auf dem Anhalter Bahnhof von ihm verabschiedete und die Hoffnung aussprach, dass Berlin ihm gut gefallen hätte, meinte er: „Ach, Berlin interessiert mich gar nicht. Wenn ich nicht den Eindruck gehabt hätte, dass Sie ein gutes Rohmaterial für meine Zwecke sind, würde ich mich nicht so lange mit Ihnen abgegeben haben.“ Das war der typische Lubin, äußere Schale von Formlosigkeit, aber im Innern ein Kern glühenden, auf das Gemeinwohl gerichteten Fanatismus. Die Idee von Lubin siegte also in Rom und im Jahre

1905 wurde auf einer von der italienischen Regierung einberufenen internationalen Konferenz die *Convention diplomatique* über die Begründung des Internationalen Landwirtschaftlichen Instituts beschlossen. Die vorbereitenden Arbeiten, die Errichtung eines prächtigen neuen Gebäudes als die Heimat des Instituts zogen sich länger hin, so dass erst im Jahre 1908/1909 die Aufnahme der praktischen Arbeit erfolgen konnte.

Die einzelnen Staaten waren Mitglieder des Instituts, die in einigen Fällen, wie auch in Deutschland, ständige Sonderdelegierte, in der Mehrzahl aber Mitglieder der auswärtigen Missionen der betreffenden Staaten waren. So vertrat England, seine Dominions und Kolonien der britische Botschaftsrat Mr. Deering, eine sympathische Persönlichkeit, die mich später öfter in meinem Büro besuchte, wenn es galt, wichtige Einzelfragen besonders personeller Art zu besprechen. Er erwies sich auf dem schwierigen internationalen Parkett mit seinen vielen latenten Gegensätzen und oft nicht fassbaren Unterströmungen stets als ein sachlicher und unparteiischer Helfer, [der] mit den von ihm vertretenen zahlreichen Stimmen sehr ins Gewicht fiel. Das zaristische Russland war durch seinen Generalkonsul in Rom, Zabiello, einen klugen und sachlich wie formell geschickten Delegierten, vertreten. Schwedens Vertreter war sein römischer Gesandter, Baron Bildt, der tätigen Anteil an den Beratungen und Arbeiten des Instituts nahm. Die Schweiz war ebenfalls durch ihren römischen Gesandten, Herrn von Wagnières, später Pioda, vertreten, die stets zur Unterstützung sachlicher Arbeit bereit waren. Einen sachkundigen und zu praktischer Mitarbeit bereiten und fähigen Delegierten hatte Argentinien in der Person des Handelsattachés seiner römischen Gesandtschaft, des Herrn Brebbia gestellt.

Unter den ständigen Sonderdelegierten nahm David Lubin als Vertreter der mächtigen Vereinigten Staaten und als geistiger Vater des Institutsgedankens eine besondere Stellung ein. So wenig sein Heimatland sich ursprünglich seinem Gründungsplan geneigt gezeigt hatte, so versagte es ihm doch nach erfolgreicher Gründung des Instituts nicht seine Anerkennung, indem es ihn zu seinem ständigen Delegierten ernannte. Nachdem sein großes Unternehmen in Sacramento von seinen erwachsenen Söhnen weitergeführt wurde, zog er mit seiner Frau und seinen jüngeren Kindern ganz nach Rom, wo er ständig im „Hotel de Russie“ in der Nähe der Piazza del Popolo Wohnung nahm. Er hatte ebenso wie einige Delegierte ein ständiges Arbeitszimmer im Institut, in dem er am laufenden Bande Propagandabroschüren über das Institut verfasste.

Da er nur die englische Sprache beherrschte, stand ihm in Madame Agresti eine ständige Dolmetscherin zur Seite, die neben Englisch die französische und italienische Sprache meisterhaft beherrschte und immer wieder wegen der frei vorgetragenen glänzenden Übersetzung langer Teile aus den Reden von Lubin bewundert wurde. Sie war in der Tat eine Art Übersetzungsgenie.

Frankreichs Vertreter war der kleine Louis Dop, der als Vizepräsident des Instituts und mit seiner die französischen Kolonien mitumfassenden großen Stimmenzahl ein sehr zu beachtender Faktor im Institutsleben war. Sein Hauptinteresse galt juristischen Fragen, insbesondere der Klärung der juristischen Natur des Instituts mit allen daraus sich ergebenden Folgerungen, auch für die Stellung seines Beamtenkörpers, das sachliche Arbeitsgebiet lag ihm ferner. Er hat mir stets Sympathie entgegengebracht und manchmal seine wertvolle Unterstützung geliehen. Im letzten Jahre meiner Institutstätigkeit meinte er sogar einmal zu mir: „Ich werde mich an dem Tage freuen, wenn ich Sie als Generalsekretär des Instituts begrüßen kann.“ Ich war vorsichtig genug, um diesen gewiss ehrlich gemeinten Wunsch schweigend anzuhören.

Es gehörte zu den ungeschriebenen Prärogativen Italiens, Präsident und ersten Beamten (Generalsekretär) des Instituts zu stellen. Italiens Delegierter und gleichzeitig Präsident des Instituts war zu meiner Zeit Marchese Cappelli⁴⁴, früherer italienischer Außenminister, Vizepräsident der italienischen Deputiertenkammer, Inhaber zahlreicher Ehrenämter, Großgrundbesitzer, eine äußerst sympathische Persönlichkeit von sachlicher Einsicht, großem attachement an das Institut und vornehmverbindlichen, weltmännischen Formen. Er war der Typ des vollendeten Edelmannes, der mir – wenn auch manchmal widerstrebend – nie seine entscheidende Unterstützung auch bei ihm zunächst fremd anmutenden Neuerungen versagt hat. Ich bewahre eine dankbare Erinnerung an den von mir verehrten Mann. Die gesellschaftlichen Veranstaltungen in seinem glänzenden römischen Heim boten stets einen hohen Genuss.

Deutschland hatte in Geheimrat Mueller einen ausgezeichneten Delegierten, der alle anderen an Wissen und Können übertraf und dessen kluger und überlegter Rat im Institut stets mit großer Achtung gehört wurde. Trotz einer weiter unten zu erwähnenden persönlichen Ausein-

44 | *Raffaele Cappelli (1848–1921), italienischer Politiker und Diplomat, 1.–29. Juni 1898 Außenminister.*

andersetzung muss ich sein hohes und entscheidendes Verdienst um die Entwicklung und innere Organisation des Instituts anerkennen. Getreue und sachliche Gefolgschaft leistete ihm dabei der Delegierte Österreich-Ungarns, Ritter von Pozzi, eine liebenswürdige, ausgleichende Persönlichkeit. Eine äußerst sympathische Erscheinung war der Delegierte Spaniens, einer der wenigen landwirtschaftlichen Fachmänner im Ständigen Delegiertenausschuss, hinter dessen bescheidenem und ritterlichem Wesen sich gediegene Sachkenntnis verbarg. Auch der Delegierte Belgiens, Bolle vom belgischen Ackerbau-Ministerium, und Dr. Fjelstad als norwegischer Delegierter waren Fachleute und in der Lage, sachlich mitzuarbeiten, was mit Unparteilichkeit und Gemeinsinn geschah.

Der damalige Generalsekretär war Universitätsprofessor Jannaccone, liebenswürdig und verbindlich, aber ohne Organisationskraft. Er wurde bald durch Professor Lorenzoni, den Chef der volkswirtschaftlichen Abteilung, ersetzt, der als Generalsekretär die Leitung dieser Abteilung beibehielt, so dass wir von da ab nur noch zu drei leitenden Beamten am Institut tätig waren. Lorenzoni, der früher in der österreichischen Irredenta eine Rolle gespielt hatte, war als ehemaliger deutscher Student ein aufrichtiger Freund Deutschlands und kam mir von Anfang an in kameradschaftlicher Gesinnung entgegen. Er war sachlich unterrichtet und interessiert, von großer, mitunter überströmender Impulsivität und etwas zu unruhiger Initiative, aber im ganzen eine wertvolle Kraft. Als er später als Generalsekretär auch mir gegenüber etwas zu bürokratisch regieren wollte, kam es zu gelegentlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen uns. Als ich eines Tages während der Dienststunden etwas in der Stadt zu erledigen hatte, forderte er mich nach meiner Rückkehr ins Büro telefonisch auf, meine Entfernung vom Institut ihm jedes Mal persönlich zu melden. Ich erklärte ihm höflich aber entschieden, er könne jederzeit bei meinem Bürodienner erfahren, wo ich sei. Er gab sich damit klugerweise zufrieden und unser Verhältnis blieb stets korrekt. Zweifellos hat er als Abteilungschef und Generalsekretär dem Institut ausgezeichnete Dienste geleistet.

Professor Ricci, der Chef der statischen Abteilung, war eine äußerst liebenswürdige Persönlichkeit von großem fachlichen Können, mit dem mich stets eine herzliche Kollegialität verband. Als er später einem Ruf an die Universität in Macerata erhielt, folgte ihm der Luxemburger Dr. Widung, ein kenntnisreicher Fachmann, zu dem ich bald ein freundschaftliches Verhältnis gewann. Mit dem Ausscheiden von Ricci wurde ich stellvertretender Generalsekretär des Instituts.

Schon in den ersten Tagen meiner Tätigkeit wurde mir klar, dass sie sich nur bei vollkommener personeller Umorganisation und einer gründlichen Verwaltungsreform ersprießlich würde gestalten können. Aber ebenso klar war, dass eine solche Umorganisation nicht innerhalb meiner kurzen Probezeit möglich war, sondern nur das Werk eines späteren längeren Zeitraumes sein könnte. Vorläufig musste ich aber mit den vorhandenen Kräften und Mitteln die bestmögliche Lösung der mir gestellten Probeaufgabe versuchen und ich setzte alles daran, zunächst das dem Präsidenten zugesagte erste Probeheft pünktlich zum 1. Dezember herauszubringen. Unter dem Hauptkontingent der italienischen Beamten befanden sich einige tüchtige Elemente, denen sich noch wenige brauchbare andere Kräfte zugesellten. Bei der Kürze der Zeit konnte ich weniger Gewicht auf die sachliche Qualität als die pünktliche Ablieferung der geleisteten Arbeit zu knapp bemessenen Terminen legen. Erst musste die Maschine überhaupt einmal laufen und dann erst kam die Adjustierung im einzelnen – ich hatte mehr eine Zeitaufgabe als eine Qualitätsaufgabe zu lösen –. Infolgedessen kam es entscheidend auf die Arbeit der Druckerei an, die sich im Souterrain des Institutsgebäudes befand und einem Professor Orestano gehörte, der im Hauptberuf Universitätsprofessor der Philosophie in Palermo war. Mit diesem liebenswürdigen, hochgebildeten Manne von einer echt humanitären Prägung verband mich bald eine herzliche Freundschaft und ich bewahre ihm eine besonders liebe und dankbare Erinnerung. Seine Hauptstütze in der Druckerei war der Vorarbeiter Talevi, ein ganz prächtiger Mensch, arbeitsam, gewissenhaft und stets zu verlangter besonderer Leistung bereit. Manche nächtliche Stunde habe ich in jener Probezeit mit Talevi in der Druckerei zugebracht, um sie auf einen anderen Rhythmus einzustellen und mir die Einlösung meiner Zusage an den Präsidenten möglich zu machen.

Es gelang, am 1. Dezember vormittags 11.00 Uhr meldete ich mich beim Präsidenten und übergab ihm das erste Probeheft. Es war qualitativ völlig unzulänglich, blieb aber in diesem Punkte sicher nicht hinter seinen Vorgängern zurück. Aber der Eindruck der absoluten Pünktlichkeit nach dem voraufgegangenen monatelangen Warten unter Professor Giglioli war auf den Präsidenten so stark, dass er das Probeheft fast zärtlich streichelte und mir nach einer flüchtigen Durchsicht seine Anerkennung aussprach. Von einem zweiten Probeheft sprach er gar nicht mehr, sondern wandte sich gleich der Frage meiner endgültigen Anstellung zu. Ich erbat mir hierzu eine neue Aussprache, um mir in Ruhe meine Bedingungen überlegen zu können, als deren

wichtigste ich dann dem Präsidenten einen Gehaltsanspruch von 20 000 Lire im Jahre unterbreitete. Das ging über das damalige Gehalt des Chefs der statistischen Abteilung hinaus und ich war mir darüber klar, dass mein Anspruch weitgehend war. Aber ebenso war ich mir klar über die mich erwartende außerordentlich große Arbeitsleistung, die ich nur gegen ein angemessenes Äquivalent zu übernehmen bereit war. Der Präsident nahm meine Bedingungen zur Prüfung entgegen; wenige Tage darauf aber erklärte Geheimrat Mueller mir erregt: „Sie haben ja ein Gehalt von 20 000 Lire verlangt, ich habe dem Präsidenten empfohlen, Ihre Forderung abzulehnen.“ Worauf ich ihm antwortete: „Daran kann ich Sie nicht hindern, Sie werden mich aber ebenso wenig daran hindern nach Deutschland zurückzukehren, wenn mein Anspruch abgelehnt wird.“ Nun ging ein stiller Kampf hinter den Kulissen an, den ich mir zunächst ansah. Als aber die Sache sich länger hinzuziehen drohte, teilte ich dem inzwischen zu einer Kur verreisten Präsidenten mit, dass ich mich leider im Falle des weiteren Ausbleibens einer Entscheidung gezwungen sehen würde, das Institut zu verlassen. Prompt ging ein langer, liebenswürdiger persönlicher Brief des Präsidenten ein, in dem er ausrief: „Restez, Restez, nous allons arranger votre affaire à votre satisfaction. Wenn Sie jetzt abreisen“, fügte er in Anspielung auf den sogenannten Panthersprung nach Agadir (Entsendung des deutschen Kreuzers „Panther“ nach Agadir während der Marokkokrise) hinzu, „glauben die Delegierten, dass Sie sie agadisieren wollen.“ Ich blieb und meine Forderung wurde erfüllt, die für den Chef der statistischen Abteilung die erfreuliche Überraschung einer entsprechenden Gehaltszulage hatte, um ihn nicht schlechter zu stellen als mich. So war die Grundlage gegeben, um meine endgültige Tätigkeit am Institut aufzunehmen, die nur durch den Weltkrieg 1914 unterbrochen wurde.

Um die meiner Abteilung übertragenen Aufgaben erfolgreich zu lösen, bedurfte es zunächst einer Internationalisierung des Beamtenstabes. Es war zweifellos ein großes Verdienst Italiens, die Errichtung des Instituts überhaupt ermöglicht und ihm ein stattliches Heim geschenkt zu haben. Zu der Finanzierung des Instituts aus Beiträgen der nach einzelnen Klassen abgestuften Mitgliedsstaaten trug Italien außerdem durch eine hochherzige Jahresspende aus der Privatschatulle des Königs neben der Quote seiner Regierung noch erheblich mehr bei als die anderen Länder. Es konnte daher nicht wunder nehmen, dass die Italiener das Institut als ihr eigentliches Kind betrachteten und dass in der italienischen Presse einmal ernsthaft von dem „giusto concetto di ita-

lianizzare l'Istituto"⁴⁵ gesprochen wurde. Diese Auffassung hatte ihren Niederschlag in einer übermäßigen italienischen Besetzung des Beamtenkörpers gefunden, die schlechterdings dem internationalen Charakter des Instituts widersprach.

Bei aller sachlichen Berechtigung, Italien hierbei einen größeren Vorzug einzuräumen, musste doch die erfolgreiche Durchführung der dem Institut anvertrauten internationalen Mission obenan stehen und unbedingt gewährleistet werden. Das Institut sollte nach seiner Gründungsurkunde über den ursprünglichen Plan von Lubin hinaus neben seinen statistischen Arbeiten laufend alle wichtigen neueren Fortschritte und Erfahrungen technischer und volkswirtschaftlicher Natur auf dem Gebiete der Weltlandwirtschaft verfolgen und sie in geeigneten regelmäßigen Veröffentlichungen den einzelnen Ländern zur Kenntnis bringen. Es sollte ein agrarisches Welt-Clearinghouse sein, dazu bedurfte es einer Internationalität seines Mitarbeiterstabes. Mein nächstes Ziel war daher, die italienische Hegemonie auf diesem Gebiete abzubauen, ein sehr delikates Werk, das nur allmählich mit großem Takt und zäher Geduld zu verwirklichen war. Durch geschicktes Zusammenspiel mit den Delegierten der wichtigsten Länder gelang es mir im Laufe der nächsten Jahre, den Prozentsatz der Italiener in meinem Beamtenstab von etwa 80–85 Prozent auf 30–35 Prozent herabzudrücken und eine Anzahl tüchtiger Fachleute aus England, Frankreich, Deutschland, Österreich-Ungarn, der Schweiz zu gewinnen. Damit war die erste Vorbedingung eines Erfolges erfüllt.

Nun ging es an die innere Organisation. Neben einer sachgemäßen Unterbringung der einzelnen Mitarbeiter galt es besonders den rein technischen Ablauf der Arbeit zu ordnen. Ich hatte zwei Ausgaben der Monatszeitschrift übernommen, musste dazu sogleich eine weitere in italienischer Sprache und später noch zwei weitere in deutscher und spanischer Sprache herausgeben, so dass meine Abteilung monatlich fünf Ausgaben ihrer Zeitschrift veröffentlichte. Es bedurfte eines genau festgelegten Arbeitsschemas, um die pünktliche Veröffentlichung sicherzustellen. Ich setzte als Tag der Veröffentlichung für die französische Ausgabe – Französisch war die Amtssprache des Instituts – den 1. jedes Monats fest, für die englische den 7., die italienische den 13., die deutsche den 19., die spanische den 25. des Monats. Nach Über-

45| *Italienisch: Berechtigte Planung der Italienisierung des Institutes.*

windung anfänglicher Schwierigkeiten erschienen die Veröffentlichungen meiner Abteilung mit absoluter Pünktlichkeit und unsere „punctualité“ wurde bald zum Vorbild für das ganze Institut.

Die Arbeit wickelte sich im einzelnen so ab, dass das Bearbeitungsmaterial unter die wissenschaftlichen Mitarbeiter, die Redakteure, verteilt wurde. Jedem Redakteur war entsprechend seiner Vorbildung und seinen besonderen Kenntnissen ein Sondergebiet zugewiesen; so gab es Sonderreferate für allgemeine Acker- und Pflanzenbaufragen, für Agrikulturchemie, für Pflanzenzüchtung, für Tierzucht, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, für Pflanzenkrankheiten usw. Als Bearbeitungsmaterial kamen die Berichte der Ackerbauministerien, landwirtschaftlicher Versuchsstationen, landwirtschaftlicher Hochschulen, landwirtschaftlicher Vereine sowie die maßgeblichen landwirtschaftlichen Zeitschriften der einzelnen Länder in Betracht. Das ganze Material zirkulierte bei den einzelnen Redakteuren und jeder fertigte aus dem Material für sein Arbeitsgebiet ein knappes Referat derjenigen Informationen an, deren Wert eine Mitteilung an die Welt rechtfertigte. Die Referate jedes Redakteurs gingen an die einzelsprachlichen Übersetzer und von diesen zur Überprüfung an den Chefredakteur. Die engere Verantwortung für jedes Heft der Veröffentlichungen war einem Chefredakteur der betreffenden Landessprache anvertraut, also für die französische Ausgabe einem Franzosen, für die englische einem Engländer usw. Aus der Hand des Chefredakteurs gelangte das ganze Material zur letzten Durchsicht in meine Hand und von mir in die Druckerei.

In der ersten Zeit ließ ich mir von den Redakteuren ihre Referate vor der Übersetzung vorlegen, um von vornherein ungeeignetes Material auszumerzen. Später führte ich regelmäßige Besprechungen mit jedem einzelnen ein und erreichte so ein allmähliches, aber sicheres Ansteigen der Qualität unserer Arbeit.

Mit Befriedigung konnte ich die Entwicklung meiner Abteilung verfolgen. Durch ein besonderes technisches System wurde ein reibungsloser Ablauf der verwickelten Büroarbeiten mit der Anfertigung der Referate durch die einzelnen Redakteure, ihrer Übersetzung in die verschiedenen Sprachen durch einen Stab geschulter Übersetzer, ihrer Kontrolle durch die Chefredakteure und der endgültigen Fertigstellung für die Drucklegung erreicht, so dass unsere Veröffentlichungstermine für die einzelnen Ausgaben auf den Tag eingehalten wurden. Das in

meiner Abteilung neu eingeführte Arbeitssystem wurde später auch von der volkswirtschaftlichen Abteilung übernommen. Mit besonderer Dankbarkeit muss ich an dieser Stelle meiner treuen italienischen Mitarbeiterin, der dreifachen Doktorin italienischer Universitäten Fräulein Pirazzoli, gedenken, die mit echter Begeisterung und höchstem Pflichtbewusstsein die ihr übertragene Aufgabe der Überwachung der inneren Büroarbeiten und des Verkehrs mit der Druckerei in ausgezeichnete Weise löste.

Mit Genugtuung darf ich bei einem Rückblick auf jene auch menschlich außerordentlich lehrreiche Tätigkeit in Rom feststellen, dass die Mehrzahl meiner Mitarbeiter, die mehr als zehn Nationen angehörten, eine vortreffliche Arbeit geleistet haben und dass nach Überwindung anfänglicher Schwierigkeiten sich bald eine harmonische und kollegiale Zusammenarbeit innerhalb meiner Abteilung herausbildete.

Der Drang nach Wahrheit und Gerechtigkeit hat stets in mir das Gefühl für die menschliche Pflicht wachgehalten, andere Völker und ihre Vertreter streng sachlich zu beurteilen, und nichts hat mich mit solchem Abscheu erfüllt als der ungerechte und dünkelfhafte Versuch, das eigene Volk und die eigene Rasse über alle anderen Völker zu erheben, ein Versuch, der um so abstoßender wirkt, wenn er unter Zuhilfenahme pseudowissenschaftlicher Argumente, mit sogenannten Rassetheorien, unternommen wird. Meine Ablehnung solcher völkerverletzender Propaganda, die mit wahrer vaterländischer Gesinnung nichts gemein hat, sondern sie im Gegenteil in den Staub zieht, ist durch meine sachlichen und menschlichen Erfahrungen in Rom nur vertieft und befestigt worden. Ich bewahre menschlich wertvolle und dankbare Erinnerungen an die meisten meiner Mitarbeiter, an die ausländischen nicht weniger als an die deutschen.

Welch' prachtvoller Typ war doch der für die englische Ausgabe verantwortliche Mr. Alexander, ein junger Engländer, großer Naturfreund, dem die streng abgewickelte Büroarbeit gesundheitlich nicht bekam und mit dem ich daher ein gentlemen's agreement traf, wonach er frei über seine Zeit verfügen konnte gegen die Verpflichtung, die englische Ausgabe pünktlich abzuliefern. So fuhr Mr. Alexander öfters einige Tage in die Campagna hinaus, belauschte die Vögel, von deren reichen Arten er mir in der als vogelarm verschrienen Campagna erzählte, lag den ihn fesselnden Naturstudien ob und lieferte pünktlich sein englisches Bulletin ab.

Ich habe nur ein unangenehmes Erlebnis mit einem italienischen Mitarbeiter gehabt, der mich zu täuschen versucht hatte und darüber zu Fall kam. Ich fand bei meinem Eintritt ins Institut eine Einrichtung vor, die mir von vornherein als kleinlich und unsympathisch erschien. Jeder Beamte und Angestellte musste sich morgens bei Dienstantritt in ein am Eingang der Abteilung aufliegendes Kontrollbuch, das sogenannte *livre de présence*, mit Namen eintragen. Man hat uns Deutsche oft als bürokratisch pedantisch bezeichnet, nach meinen Beobachtungen und Erfahrungen übertreffen uns aber die romanischen Völker durchaus an Formalismus, der sowohl in Frankreich wie in Italien oft wunderliche Blüten treibt. So unsympathisch mir die Einrichtung des Anwesenheitsbuches war, nachdem sie einmal bestand, legte ich auch Gewicht auf ihre korrekte Beachtung. Ich ordnete daher an, dass das Buch eine Viertelstunde nach dem vorgeschriebenen Dienstbeginn auf einen Tisch in mein Arbeitszimmer gelegt wurde, was die Wirkung hatte, dass jeder Beamte, der zu spät kam, bei mir anklopfen [und] sich unter Entschuldigungen bei mir eintragen musste. Das wurde allgemein als so unbehaglich empfunden, dass dieses Verfahren automatisch die Erziehung des gesamten Personals zur Pünktlichkeit bewirkte.

Ab und zu ließ ich mir das Buch vorlegen; als dies wieder einmal geschah, fiel mir die merkwürdige Unterschrift eines italienischen Beamten auf und als ich zum Vergleich zurückblätterte, stand bald der Verdacht fest, dass die Unterschrift des Betreffenden gefälscht war. Ich bat darauf den Diener, ihn zu einer Rücksprache zu rufen, worauf er prompt mit der von mir erwarteten Antwort zurückkam: „E useito.“ Er ist ausgegangen. Etwa eine Stunde später erschien er dann bei mir, worauf ich ihm prompt auf den Kopf die Fälschung zusagte. Er leugnete trotz meiner wiederholten dringenden Vorstellungen hartnäckig, worauf ich ihn sofort bis zur Klärung der Angelegenheit vom Amte suspendierte. Es traf sich glücklich, dass ich zu jener Zeit infolge Urlaubs des Generalsekretärs als sein Stellvertreter die Gesamtverwaltung des Instituts führte. Ohne auf die Einzelstadien der langwierigen Untersuchung einzugehen, das Ergebnis war das Geständnis des Betreffenden, worauf ich seine Entlassung aus dem Institut verlangte und auch gegen Präsident und Generalsekretär durchsetzte. Dieser einzige Fall wirkte überaus reinigend und ich habe in der Folgezeit nie wieder die geringste Schwierigkeit mit meinen Mitarbeitern gehabt.

Nachdem unsere Zeitschrift mit ihren fünf verschiedenen Ausgaben in glattem Lauf war, führte ich eine wichtige Neuerung ein, die auch zu-

erst vom Präsidenten bekämpft wurde. Unsere Zeitschrift hatte rein referierenden Charakter und es erschien mir notwendig, sie durch Aufnahme von Originalaufsätzen führender Männer der Wissenschaft und Praxis aus der Landwirtschaft der einzelnen Länder über wichtige aktuelle Fragen von Weltinteresse zu vervollständigen. Der Versuch gelang überraschend und hob nicht nur das Niveau der Zeitschrift, sondern erwarb ihr auch zahlreiche neue Freunde und Förderer in der ganzen Welt. Wir gaben damit z. B. einem hervorragenden Gelehrten, der bisher fast nur zu Landwirten eines Landes gesprochen hatte, die Möglichkeit, seine Gedanken, Erfahrungen und Vorschläge der ganzen Welt zugänglich zu machen. Es machte mir eine große Freude, als eines Tages Geheimrat Aereboe, die erste deutsche Autorität auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Betriebslehre, mir schrieb, ich würde sicher erfreut sein, wenn ich in seinen Vorlesungen feststellen könnte, von welchem Wert unsere Zeitschrift für seine wissenschaftlichen Arbeiten geworden sei. Und Dr. Roesicke, einer der führenden Männer des Bundes der Landwirte, der ursprünglich statt eines staatlichen internationalen Instituts für die Landwirtschaft ein solches privater Natur angestrebt hatte, sprach mir seine Anerkennung über das Funktionieren des Instituts aus. Die umfangreiche Arbeit, die meine Abteilung zu bewältigen hatte, erhellt daraus, dass jede Ausgabe mindestens 200 Druckseiten zählte, wir also monatlich mindestens 1000 Druckseiten für unsere Zeitschrift zu drucken hatten. Neben der wissenschaftlichen Auswirkung unserer Zeitschrift zeigten sich auch schon Ansätze einer Befruchtung für die Praxis. So erhielten wir eines Tages aus Britisch-Indien eine Anfrage nach dem deutschen Hersteller einer neuen landwirtschaftlichen Maschine, über die wir in unserer Zeitschrift Einzelheiten veröffentlicht hatten. Die konsequente Weiterführung unserer Arbeiten hätte zweifellos auf diese Weise nicht unerheblich zu einer Vertiefung des internationalen landwirtschaftlichen Austausches führen können. Leider hat dieses ganze hoffnungsvolle Werk, ein bedeutsamer Faktor friedlicher, aufbauender Gemeinschaftsarbeit der einzelnen Völker, durch den Ersten Weltkrieg den ersten schweren Stoß erlitten, der bereits an die Wurzel seines Bestehens rührte, und wenn auch in der Folgezeit die Arbeit des Instituts wieder aufgenommen wurde, so blieb sie doch ein Torso gegenüber dem 1914 bereits erreichten bedeutsamen Stand. Und nun hat der neue furchtbare und frevelhafte Krieg dieser Einrichtung, die so viel Segen hätte stiften können, den Todesstoß versetzt, statt Aufbau Zerstörung, statt friedlicher, völkerversöhnender Gemeinschaftsarbeit der Nationen hasserfülltes Austoben niedrigster Instinkte, Kampf aller gegen alle. Welch' ungeheure Verantwor-

tung tragen jene, die diese entsetzliche Katastrophe heraufbeschworen haben, und jene, die den Verbrechern dabei Pate gestanden oder die Steigbügel gehalten haben.

Neben unserer Zeitschrift begann meine Abteilung auch bald mit der Herausgabe von Sonderpublikationen über aktuelle Fragen. Als erste erschien eine umfangreiche Arbeit über Welterzeugung und Weltverbrauch von künstlichen Düngemitteln, die große Anerkennung fand. Es folgte eine große Arbeit über die Organisation des Pflanzenschutzdienstes in den einzelnen Ländern und weitere Veröffentlichungen waren vorgesehen. Eine höchst interessante und für den internationalen Verkehr wichtige Publikation hatte ich mit der Vorbereitung eines dictionnaire international agricole in zehn Sprachen vorbereiten lassen, auch dieses bereits ziemlich vorgeschrittene Werk ist dann ein Opfer der späteren Kriegsergebnisse geworden.

Der Erfolg der Arbeiten in unserer Abteilung war nur möglich durch eine Internationalisierung meines Mitarbeiterstabes, die ich vorsichtig – unterstützt durch die Delegierten außeritalienischer Länder, besonders Frankreichs und Englands – durchsetzte, so dass der ursprüngliche Anteil der Italiener meiner Abteilung von etwa 75–80 Prozent auf weniger als ein Drittel herabgedrückt wurde. Von Anfang an hatte ich mir als Ziel gesetzt, durch eigenes Beispiel zu wirken. Ich war in der Regel der erste in der Abteilung, nachdem ich einen halbstündigen Spaziergang durch die Villa Borghese hinter mir hatte, wobei ich öfters dem Fürsten Bülow⁴⁶ auf seinem Morgenritt begegnete.

Wir hatten durchgehende Arbeitszeit, die besonders im heißen Sommer unerlässlich war. Ich pflegte mir von einem meiner beiden Diener das Essen holen zu lassen und speiste in meinem Arbeitszimmer. Nachdem meine Mitarbeiter nach Dienstschluss das Büro verlassen hatten, blieb ich gewöhnlich eine Zeit lang in meinem Arbeitszimmer, um ungestört dringende Angelegenheiten zu erledigen. Ich hatte zwei prächtige galonierete Diener zu meiner ständigen Verfügung, von denen mir einer eines Tages stolz sein Adelswappen zeigte. Er war ein gutmütiger, sympathischer älterer Mann, der jedes Mal auf meinen Hinweis, dies oder

46 | Bernhard von Bülow (1849–1929, seit 1905 Fürst von Bülow), 1900–1909 Reichskanzler, 1914–1915 deutscher Sondergesandter in Italien, mit dem Auftrag, das Land vom Kriegseintritt auf Seiten der deutschen Kriegsgegner abzuhalten.

jenes noch zu erledigen, mit drei stereotypen Formeln antwortete: „Non dubbite. Ci penserò io. Lasci fare a me.“⁴⁷ Aber es blieb auch manchmal beim lasciare. Den zweiten Diener musste ich später durch einen anderen ersetzen, weil er die oben erwähnte Fälschung der Unterschrift eines italienischen Beamten vorgenommen hatte. In den ersten beiden Jahren nahm ich keinen Urlaub im Sommer, sondern erst später, nachdem meine Mitarbeiter in Urlaub gewesen waren. Erst im Jahre 1914 ging ich im Sommer in Urlaub nach Sils Maria, wo ich dann vom Kriege überrascht wurde. Ich habe dabei aus eigener Erfahrung erprobt, dass bei vernünftiger Arbeitseinteilung und Lebensweise der römische Sommer durchaus erträglich ist. Jedenfalls habe ich niemals eine Minderung meiner Arbeitskraft feststellen können. Oft ließ ich mir nach Beendigung meiner Arbeiten eine carrozza zum Institut heraufkommen und machte damit auf der Via Appia eine längere erholsame Spazierfahrt. Das Bild der römischen Campagna mit den herüberwinkenden Albaner und Sabiner Bergen, der unvergleichlichen Silhouette der Ewigen Stadt mit ihren Pinien und ihrem Aquadukt und der erquickenden Kühle des sinkenden Tages hinterließ in mir immer wieder die stärksten Eindrücke. (Spaziergang durch Villa Doria Pamphili). Die Nähe Roms zum Adriatischen Meer – Nettuno und Anzio etwa 50 km entfernt – führt der Stadt an den Sommerabenden stets eine erfrischende Brise zu, so dass Mensch und Tier aufatmen können.

Meinen Mitarbeitern suchte ich während des Sommers ihre Arbeit dadurch zu erleichtern, dass ich jedem einen Tischventilator zur Verfügung stellen ließ, was übrigens erst nach Überwindung des Widerstandes beim Präsidenten möglich war. Diese Erleichterung wurde um so dankbarer empfunden, als die Arbeitszimmer der Beamten im allgemeinen klein waren, ein starker Gegensatz zu den großen und üppig ausgestatteten Repräsentationsräumen des Instituts. Ich konnte mich über mein Arbeitszimmer nicht beklagen, es war der schönste Arbeitsraum, den ich in meinem Leben gehabt habe, mit einem herrlichen Blick auf den Park und die Ewige Stadt. Meine Tätigkeit war von einer mich immer wieder fesselnden Abwechslung, die durch zahlreiche Besuche interessanter und leitender Persönlichkeiten aus Verwaltung, Wissenschaft, Praxis aus vielen Ländern noch erhöht wurde. Um mein Verhältnis zu den Mitarbeitern auch menschlich zu gestalten, lud ich sie zum

47 | Italienisch: *Sorg' Dich nicht. Ich werde mich kümmern. Lass' es mich machen.*

Abendessen meist in das Restaurant „Castello dei Cesari“ auf dem Palatin ein, wo wir oft bei einem köstlichen Pollo, Fettuccini con fegato und altem Chianti in angeregter Unterhaltung mit dem Blick auf das Forum Romanum unvergessliche Abende verbrachten. Meine Abendmahlzeit nahm ich in der Regel in der Pension Quisisana ein, wo ich bei gebildeten und interessierten Rom-Besuchern einen anregenden Bekanntenkreis fand. Mit Verehrung gedenke ich dabei besonders der alten, liebenswürdigen Frau von Alten von Edelfhof Ricklingen bei Hannover, die ich öfters auf Wanderungen in die Campagna begleitete. Die meisten Wanderungen machte ich mit dem damaligen Feldjäger der deutschen Botschaft, einem sympathischen Forstassessor, der zuweilen tage- oder auch wochenlang sich in Rom aufhielt. Wir fuhren gewöhnlich schon Sonnabendnachmittag hinaus an irgendeinen Ort der Albaner oder Sabiner Berge und machten am Sonntag lange Wanderungen durch die herrliche Landschaft, um am Abend spät nach Rom zurückzukehren. Auf diesen Wanderungen hat mich immer wieder die schlichte Einfachheit und gastliche Liebenswürdigkeit der Landbevölkerung beeindruckt, die so wohltuend abstach von manchen Erscheinungen des römisch-städtischen Lebens. Als wir uns einst in den Sabiner Bergen verirrt hatten und an einem Hang, wo die ganze Luft von köstlichem Veilchenduft erfüllt war, einen Ziegenhirten baten, uns den Weg zu zeigen, lud er uns zunächst zu einem Glas frischer Ziegenmilch ein und begleitete uns dann – seine Herde sich selbst überlassend – wohl eine halbe Stunde, bis wir den Weg nicht mehr verfehlen konnten. Mein Bekannter, der Forstassessor, wollte unserem braven Begleiter zum Dank ein Lirestück in die Hand drücken, worauf dieser ihn ganz erstaunt und enttäuscht ansah und sagte: „Ma questo mi dispiace“, (das missfällt mir). Da ich mich mit der Mentalität dieser liebenswürdigen Menschen schon etwas näher vertraut gemacht hatte, konnte ich die Situation retten indem ich zu unserem Begleiter sagte: „Aber Sie haben doch Kinder“, was er bejahte. „Nun, mein Freund will Ihren Kindern eine Freude machen, es war nicht für Sie gedacht.“ Da leuchteten seine Augen und er nahm die Lire mit „mille grazie“ an. Solche kleinen Erlebnisse sind lehrreich. Je mehr beim Wohltun das Materielle unter einer menschlich liebenswürdigen Form zurücktritt und damit auch der bloße Anschein verletzender Überheblichkeit vermieden wird, um so weniger wird der Gegensatz zwischen arm und reich empfunden und um so dankbarer der Akt gebotener Nächstenliebe aufgenommen. Es dürfen nicht Brosamen sein, die vom Tische des Reichen fallen, sondern es muss ein aus pflichtmäßiger Verbundenheit freudig erfüllter Akt echter Nächstenliebe sein.

Und noch eins lehren solche Erlebnisse: Man hüte sich vor generellen Werturteilen über ganze Völker, die eine verlogene, die Wissenschaft missbrauchende Rassentheorie so gern in gute und schlechte scheiden möchte, wobei das eigene Land natürlich immer beste Rasse und bestes Blut repräsentiert. Gerade Rom mit seiner Stein gewordenen 2000-jährigen Geschichte von der Antike über die Renaissance bis zur Neuzeit muss den gerechten Beurteiler davor bewahren, jenem unwahrhaftigen Getue irgendwie Beachtung zu schenken, sondern es als verächtliches Pharisäertum erkennen lassen. Wir Deutschen insbesondere müssen uns davor hüten, andere Völker mit unserem aus anderen Traditionen, anderer Veranlagung und anderen Lebensbedingungen gewonnenen Maßstab zu messen, wozu wir so gerne neigen. Nichts hat uns im Ausland unbeliebter gemacht als der von manchem Deutschen gemachte Versuch, im Potsdamer Paradeschritt oder in einer uns anerzogenen Art von Disziplin das maßgebliche Kriterium für die Bewertung anderer Völker zu erblicken, während es doch letzten Endes nur auf das Maß persönlicher Freiheit und Glückseligkeit ankommt, das der Mensch in der Welt genießt. Für jeden, der ehrlich lernen will, ist Rom hier eine große Schule, deren Lehren von einprägsamer Klarheit sind.

Die Beamten des Instituts genossen manche Vorzüge wie z. B. Steuerfreiheit in Italien, und wir drei leitende Beamte wurden zu Hoffestlichkeiten wie Hofbällen eingeladen. Dem König von Italien und der Königin wurde ich bei dieser Gelegenheit vorgestellt. Das Königspaar erfreute sich wegen der Schlichtheit seines Auftretens und seines harmonischen Familienlebens im italienischen Volke großer Beliebtheit. Freundschaftlichen Verkehr unterhielt ich besonders mit dem Jesuitenpater Fonk, dem ausgezeichneten und kenntnisreichen Leiter des päpstlichen Bibelinstituts, sowie mit Kappenberg, dem liebenswürdigen und angesehenen Vertreter der Kölnischen Volkszeitung in Rom. Die angesehenen Maler Roeder und Koenig traf ich ebenfalls öfters. Dem damaligen deutschen Botschafter von Jagow wurde ich durch Geheimrat Mueller vorgestellt, er wurde später Staatssekretär des Auswärtigen. Zur damaligen Zeit war auch von Gagern von den Gardeulanen zur deutschen Botschaft kommandiert; ich lernte ihn nicht kennen und erfuhr erst 30 Jahre später, dass er zum Schwiegervater meines Schwagers Fritz Schaller bestimmt war, der seine reizende Tochter Esther heimführte. An gesellschaftlichen Veranstaltungen fehlte es nicht. Ich erhielt Einladungen zu unserem Präsidenten Marchese Cappelli, in dessen gastlichem Hause ich mich immer sehr wohl fühlte, in die Villa Malta

zum Fürsten Bülow, zu den beiden bayerischen Gesandten beim Quirinal und beim Vatikan, zum französischen Vizepräsidenten unseres Instituts u. a. In einem Jahre hielt ich bei der Kaisergeburtstagsfeier in der Anima⁴⁸ die Festrede, wo ich öfter einkehrte. Es war im Ganzen ein außerordentlich anregendes Milieu, in dem ich damals schaffen und leben durfte. Eine Reihe von Reisen ins Innere ließ mich meine starken Eindrücke von Italien vermehren. Mein Plan, im Winter 1914/15 eine Reise nach Indien zu machen, scheiterte am Ausbruch des Weltkrieges, der schon früh seine Schatten vorauswarf.

Wenn ich sonntags nicht in der Campagna weilte, besuchte ich abwechselnd die großen und besonders auch die kleinen, intimeren Kirchen Roms. St. Peter, Santa Maria Maggiore auf dem Esquilin, Santa Maria degli Angeli in den Diokletianthermen, die Jesuitenkirche Gesù, San Lorenzo, San Paolo fuori le mura, die großartige Säulenbasilika Gerusalemme a Croce und viele andere wie besonders auch San Clemente zogen mich immer wieder an, und es bot neben den durch den Touristenzudrang etwas unruhigen großen Kirchen immer wieder ein schönes Bild, in den vielen kleinen Kirchen so manchen stillen Beter zu finden. Daneben bot das antike Rom eine Fülle von Anregungen, und ich hatte bald eine stattliche Bibliothek italienischer Literatur beisammen, die mir viel Genuss und Belehrung bot, aber leider mit meiner großen Bibliothek später im Unglücksjahr 1943 in Lichterfelde mit unserem schönen Heim in Flammen aufging.

Eine große Freude erlebte ich, als eines Tages meine liebe Schwester Therese zu einem mehrwöchigen Besuch auf der Station dei Termini erschien. Wir verlebten meine ganze freie Zeit zusammen, genossen Rom und die Campagna. Einen besonders schönen Ausflug machten wir eines Sonntags zum Monte Cavo über Rocca di Papa hinaus, wo wir am Bergeshang ein köstliches Picknick veranstalteten mit dem schönen Blick auf den Albaner- und Nemi-See, le due occhi della Campagna, wie der Römer sie nennt. Auf einem herrlichen Weg durch weite Edelkastanienwälder kehrten wir nach Genanzano zurück und von da nach Rom. Therese genoss die Schönheiten Roms in vollen Zügen und reiste beglückt ab. Sie hat später einen reizenden Bericht ihrer römischen Reise in den „Institutsgrüßen“ ihres alten Wiesholzer Pensionats in der Schweiz veröffentlicht. Meine gesicherte finanzielle Stellung erlaubte

48 | *Priesterkolleg Santa Maria dell'Anima, auch Collegio Teutonico, Treffpunkt deutscher Katholiken in Rom.*

mir, für Therese monatlich 700–800 Lire einzuzahlen; sie legte einen Teil der so erzielten Ersparnisse in Gesamthöhe von M 10.000 im Reichsschuldenbuch an, mit dem Ergebnis, dass später die Inflation diese Ersparnisse wie so viele andere vernichtete.

Im Sommer 1914 gedachte ich zum ersten Male nach festem, sicherem Ausbau meiner Abteilung einen regelrechten Sommerurlaub zu erleben. Ich fuhr im Juni in einer herrlichen Fahrt über Lecco am Comer See bis Colico, von dort im Adda-Tal durch das Veltlin über Sondrio bis Tirano und von dort nach Poschiavo in etwa 800–900 m am Poschiavo-See, wo ich zur Milderung des Übergangs aus dem römischen Sommer in die 1800 m Höhe von Sils Maria acht erholsame Tage verbrachte in einem einfachen, aber sehr gepflegten Hotel mit ausgezeichneter Verpflegung. Dann ging's in einer wundervollen Bergfahrt an den Bernina-Alpen vorbei über Pontresina nach Sils Maria, wo ich im „Hotel Alpenrose“ Zimmer bestellt hatte. Es war leider ein etwas lautes Publikum, meist Deutsche, das ich dort vorfand, und ich weiß nicht, ob ich mich in dieser Umwelt trotz der großartigen Gebirgswanderungen wohlgeföhlt und erholt hätte.

Aber es kam nicht dazu. Mit einem Male aber war der lang befürchtete Krieg da, die ungeheuer gespannte Atmosphäre entlud sich. Volk stand gegen Volk. Mein Entschluss war sofort gefasst, keine Rückkehr nach Rom, sondern zurück nach Berlin, um mich meinem Vaterlande zur Verfügung zu stellen. So fuhr ich schon wenige Tage nach meinem Eintreffen über St. Moritz zurück in die Heimat. Die Fahrt ging zunächst nach Zürich, wo ich beim deutschen Generalkonsulat die Einreiseerlaubnis nach Deutschland besorgen musste. Es herrschte ein starker Andrang, da alles in die Heimat drängte. Ich hatte als Ausweispapier nur einen Brief von Ministerialdirektor Lewald bei mir, aber der Generalkonsul nahm keinen Anstand, mir die Einreiseerlaubnis auszustellen, und so nahm ich ohne weiteren Aufenthalt in Zürich den Zug in die Heimat. Auf dem Bahnhof bat mich eine Dame, die ich vorher schon auf dem Generalkonsulat gesehen hatte, ihr bei dem großen Durcheinander auf der Reise behilflich zu sein, wozu ich mich natürlich bereit erklärte. Die Dame wollte auch auf dem kürzesten Wege in ihre holsteinische Heimat, nach Preetz, zurückreisen. Einige ältere Damen, die meine Unterhaltung angehört hatten, fragten, ob sie sich auch mir anvertrauen dürften, womit ich dann ebenso einverstanden war. Das Ergebnis war, dass sich schließlich fünf Damen, meist älteren Jahrgangs, die ihre Sommerfrische in der Schweiz frühzeitig hatten unterbrechen

müssen, unter meinen Schutz begaben. Die Reise ging über Singen zunächst bis Emmendingen, wo wir einen längeren Aufenthalt hatten, den wir auf Einladung einer Dame in ihrem Heim bei einem gemütlichen Kaffee verbrachten. Hier wie überall im Volke regte sich eine spontane gegenseitige Hilfsbereitschaft, das Gefühl zur Verteidigung einer gerechten Sache aufgerufen zu sein, war allgemein. Es gab hierüber keinen Zwiespalt in der Nation, nicht zwei Lager, wie wir sie 25 Jahre später bei dem Überfall des Nazi-Deutschland auf Polen zu unserem großen Schmerz erleben mussten. Am Abend kamen wir nach Stuttgart, wo wir im „Hotel Marquardt“ übernachteten. Einige Damen trennten sich hier von uns, und ich fuhr schließlich mit vielen Unterbrechungen und Aufhalten mit zwei älteren Damen allein nach Berlin weiter. Unterwegs begegneten uns zahllose Militärzüge, die alle nach dem Westen fuhren. In Meiningen, wo wir wieder einen mehrstündigen Aufenthalt hatten, passierte Fräulein Nürrenbach und mir sogar das Missgeschick von einer Militärstreife eine Stunde lang verhaftet zu werden. Wir hatten den Aufenthalt am Abend zu einem Spaziergang durch die Stadt genutzt und uns nach verschiedenen uns auffallenden größeren Bauten erkundigt. Als wir dann zum Bahnhof zurückkehrten, steuerte plötzlich ein Unteroffizier mit zwei Mann mit aufgepflanztem Seitengewehr auf uns zu und forderte uns auf, ihm zur Bahnhofswache zu folgen. Es herrschte damals eine nervöse Spionenriechei, die zu merkwürdigen Situationen führte. So marschierten das gute alte Fräulein Nürrenbach von der Kalkreutherstraße in Berlin und ich unter militärischer Bedeckung zum Bahnhof, wo ein verständiger Offizier die Lage bald erfasste und uns wieder freigab. Es war ein Glück, dass er keine Leibesvisitation anordnete, bei der man meine französische Visitenkarte „Chef du Bureau des Renseignements agricoles et des Maladies des Plantes de l'Institut International d'Agriculture de Rome“ gefunden und mich dann als höchst verdächtig nicht so schnell hätte laufen lassen. Wir fuhren die Nacht durch und die alte Frau Oberstleutnant, die Freundin von Fräulein Nürrenbach, die mit zu meiner betreuten Garde gehörte, versuchte in einer Ecke des Abteils zu schlafen, wurde aber immer wieder durch Fräulein Nürrenbach gestört, die am offenen Fenster stehend jeden vorbeifahrenden Militärzug mit begeistertem Hurra begrüßte. Die schüchterne Bemerkung der Frau Oberstleutnant, dass man gar nicht zum Schlafen komme, schnitt die kleine energische Nürrenbach mit der Erklärung ab: „Der Krieg geht vor.“

Glücklich in Berlin angekommen, meldete ich mich gleich bei einigen Kavallerieregimentern zum freiwilligen Eintritt. Als einziger Ernährer

meiner bejahrten Mutter war ich seinerzeit vom Militärdienst freigestellt worden und ein früheres Immediatgesuch von mir an den Kaiser, mir mit staatlichen Mitteln die Ableistung meiner Einjährigen-Dienstpflcht zu ermöglichen, wurde vom Oberhofmarschallamt mit der Bemerkung beschieden, dass es keinen Einfluss auf die Ableistung der Militärpflcht habe. Es ist immer mein großer Kummer gewesen, dass häusliche Verhältnisse es mir unmöglich machten, meinem Vaterlande mit der Waffe zu dienen. Meine Hoffnung, jetzt in einem Kavallerieregiment unterzukommen, erfüllte sich infolge des starken Andrangs in den ersten Kriegstagen nicht, so dass ich den Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz, den ich von seinem Besuch in Buenos Aires 1910 her kannte und dem ich mein Argentinienbuch übersandt hatte, in seinem Heim persönlich aufsuchte und um seine Intervention bat. Er schrieb mir sofort eine sehr warme Empfehlung, mittels derer ich bereits am übernächsten Tage mich bei Major von Herwarth im stellvertretenden Generalstab des Feldheeres im alten Generalstabsgebäude unweit des Reichstags zum Dienstantritt melden konnte. Major von Herwarth hatte die Aufgabe erhalten, innerhalb des stellvertretenden Generalstabes eine Zeitungsstelle zu schaffen, die die führenden politischen Zeitungen des Auslandes ständig verfolgen und ihren wichtigsten militärischen, politischen und wirtschaftlichen Inhalt in täglichen knappen Auszügen dem Hauptquartier übermitteln sollte. Ich gehörte zu den frühesten Mitarbeitern des Majors von Herwarth und bearbeitete zuerst die „Times“ sowie die holländische Presse. Sehr schnell wurde ein größerer Mitarbeiterstab organisiert und Major von Herwarth übertrug mir unter seiner unmittelbaren Leitung die Gesamtedaktion der täglichen „Nachrichten der Auslandspresse“, wie unsere Referaten-Sammlung benannt wurde. Von der eigenen Anfertigung von Referaten wurde ich entbunden und hatte die Referate der einzelnen Mitarbeiter durchzusehen, weniger Wichtiges auszuscheiden und das übrige, soweit erforderlich, in die geeignete Form zu bringen.

Der Mitarbeiterstab war schnell so gewachsen, so dass eine Reihe von Herren ausschließlich je eine große Weltzeitung bearbeiteten, während weniger umfangreiche Zeitungen von einem Mitarbeiter zusammen erledigt wurden. Der Mitarbeiterstab war bunt zusammengesetzt; zu den ersten Mitarbeitern gehörten der tüchtige, sympathische Dr. Michael, Philologe, und der kleine fleißige und gewissenhafte Jude Birnbaum, zu denen sich nachher Universitätsprofessoren wie der Anglist Professor Spiess, Greifswald, Professor Goetz, Leipzig, die Geheimräte Miethel und de Thierry von der Technischen Hochschule Charlottenburg, Stöhr

von der Leipziger Kammwollindustrie, Dr. Siebeck vom Tübinger Verlag Mohr und Hauptmann von Maltzahn, Goedhardt von der Baufirma Gebr. Goedhardt, Dr. Hofmann, Dr. Lehmann, Dr. Seger, Hauptmann Heese, Häring – wenn ich nicht irre, ein Neffe von Willibald Alexis⁴⁹ –, Gesandter Contes, Konsul Wulff aus Chile, Kurmick, Major von Larisch und eine weitere Reihe.

Täglich ging ein Kurier mit unseren „Nachrichten der Auslandspresse“, kurz NdA. genannt, ins Hauptquartier ab. Besonders in der ersten Zeit war unsere Ausbeute infolge der unvorsichtigen, auf sensationelle Neuigkeiten abgestellten Berichterstattung der feindlichen Journalisten sehr ergiebig. Ihre Nachrichten über Truppenbewegungen, die Todesanzeigen gefallener Soldaten und ähnliches lieferten öfter wertvolle Anhaltspunkte für die Oberste Heeresleitung; mit der allmählich vorsichtiger werdenden Berichterstattung wurde unsere Ausbeute geringer, blieb aber stets eine wertvolle Informationsquelle für die Oberste Heeresleitung. Um auch den nachgeordneten militärischen Stellen diese Quellen zu erschließen, stellten wir aus der VdA eine ÜdA, eine Übersicht über die Auslandspresse, zusammen, die dann an einen größeren Kreis ging. Schließlich entwickelte sich aus unseren Arbeiten noch eine wertvolle Zusammenstellung über die Auslandspresse, d. h. über den Charakter und die Richtung der einzelnen Zeitungen, ihre Gründung, personelle Leitung, Finanzierung, Auflageziffern usw. Diese als „Charakteristik der Auslandspresse“ später gedruckte Zusammenstellung gehörte zu den Anfängen der ausländischen Zeitungskunde in Deutschland und fand bald großes Interesse.

Meine Tätigkeit in der Zeitungsstelle war sehr anstrengend, sie begann am frühen Morgen und dauerte mit kurzer Mittagspause oft bis in die späte Nacht, die von Herwarth und mich häufig allein im Büro antraf. Aber wie überall war unsere Arbeit von voller Hingabe an die Sache unseres Vaterlandes getragen und im übrigen äußerst anregend und belehrend. Major von Herwarth, mit dem mich eine aufrichtige Freundschaft bis zu seinem Tode verband, stellte mich eines Tages dem General von Moltke vor, unserem neuen Chef, nachdem er von seinem Posten als Chef des Generalstabes des Feldheeres zurückgetreten war. Er machte einen sympathischen, liebenswürdigen Eindruck, erschien mir aber müde und in gedrückter Stimmung. Er hatte nichts von einer

49| Willibald Alexis (eigentlich Georg Wilhelm Heinrich Häring, 1798–1871), Schriftsteller.

kraftvollen Persönlichkeit an sich. Die Zusammenarbeit mit dem vielseitigen Mitarbeiterstab gestaltete sich sehr harmonisch.

Ich war Anfang August 1914 nach Berlin gefahren, obwohl mich keine militärische Verpflichtung band. Dem Institut teilte ich in wohlüberlegter Form mit, dass ich nach Deutschland hätte zurückkehren müssen. Auf eine später mir vom Institut übermittelte Aufforderung, meine militärische Verpflichtung nachzuweisen, sandte ich eine entsprechende Bescheinigung des Majors von Herwarth ein, womit diese formelle Angelegenheit abgeschlossen wurde. Da aber die immer zweifelhafter werdende Haltung Italiens in dem großen Völkerringen den Eintritt dieses Landes in den Krieg auf Seiten unserer Gegner befürchten ließ, fuhr ich im April 1915 mit Urlaub des Stellvertretenden Generalstabes nach Rom, nahm meine Tätigkeit als Abteilungsdirektor wieder auf, als ob inzwischen nichts vorgefallen wäre, und wartete nur auf den Augenblick des Abbruchs der diplomatischen Beziehungen Italiens zu unserem Lande, während ich im Stillen alle Vorbereitungen zur Abreise aus Rom traf. Die Stimmung am Institut wie überhaupt in Rom war völlig verändert. Man fühlte handgreiflich die Atmosphäre der Deutscheindlichkeit. Die Straßen waren erfüllt von einer lärmenden Menschenmenge, in der wie stets die Jugend, namentlich die studentische, sich hervortat. Präsident und Generalsekretär hatten mich mit gewohnter Höflichkeit empfangen, die aber eine fühlbare Reserve und Überraschung über mein Wiedererscheinen nicht verbergen konnte. Ich übersah dies geflissentlich und nahm mein Amt in der alten Sachlichkeit und Unbefangenheit wahr. Deutschland hatte mit der Sondermission des Fürsten Bülow einen letzten Versuch unternommen, Italien von einem Eintritt in den Krieg gegen uns zurückzuhalten. Fürst Bülow genoss zweifellos in Italien großes Ansehen und durch seine Heirat mit einer Italienerin verfügte er über zahlreiche wichtige Verbindungen. Aber stärker als alles das wirkte das Bild der Kriegslage. Nachdem unser Heer nach den ersten glänzenden Siegen an der Marne ins Stocken geriet und die Hoffnung auf ein schnelles, erfolgreiches Ende des Krieges für uns stark gesunken war, hielt Italien es in seinem sacro egoismo für sein Lebensinteresse, sein Schicksal nicht weiter an das unsrige zu binden, und war entschlossen, seinen alten Verbündeten schnöde zu verlassen. Als ich gegen Ende April die Überzeugung gewann, dass die Ausführung dieses Entschlusses bevorstand, fuhr ich im Einvernehmen mit dem Präsidenten von Rom ab, nachdem auch zahlreiche Mitglieder der deutschen Kolonie bereits Rom verlassen hatten. In meiner Begleitung befand sich mein treuer Freund Dr. Mehrens, der vor einigen Jahren auf

meine Empfehlung als Redakteur in die volkswirtschaftliche Abteilung des Instituts eingetreten war. Durch seine ausgezeichnete Sachkenntnis, seinen lauterer Charakter und sein verbindliches taktvolles Wesen erfreute er sich allgemeiner Beliebtheit und großen Ansehens. Mir war er ein lieber Freund geworden und ist es in der Folgezeit unter den mannigfachen guten und bösen Erlebnissen geblieben. Ferner reisten mit uns Margit Hirsch, eine Ungarin, die als wissenschaftliche Mitarbeiterin vor allem in meiner Abteilung tätig war und sich als eine gewissenhafte und fleißige Kraft erwiesen hatte. Sie strahlte stets vor Glück, wenn ich einer ihrer Arbeiten Anerkennung zollen konnte. Sie wohnte in Rom zusammen mit ihrer älteren Freundin Melanie Reich, die sie mütterlich betreute und uns auf unserer Abreise aus Rom begleitete. Wir fuhren zuerst nach Bellinzona in der Schweiz, nahmen dort in einem netten Hotel Quartier und warteten die endgültige Entscheidung Italiens in dieser herrlichen Landschaft ab. Ich wollte zur Wahrung meiner Ansprüche erst dann endgültig nach Deutschland zurückkehren, sobald der Bruch Italiens mit Deutschland vollzogen war. Es dauerte drei Wochen, die ich auf gemeinsamen Spaziergängen erholungsvoll verbrachte, bis der Bruch da war. Ohne Verzug reiste ich nach Berlin zurück, da nunmehr ein Aufenthalt in Rom nicht mehr möglich war. Ich schied aus dem Institutsdienst aus, erhielt aber noch für einige Monate mein Gehalt. Meine Tätigkeit im Stellvertretenden Generalstab war von Anfang an ehrenamtlich. Erst in der Nachkriegszeit sollte ich Italien und Rom wiedersehen.

Mit meiner römischen Tätigkeit fand eine der anregendsten und schönsten Phasen meines Lebens ihr Ende. Die wundervolle Umwelt der ewigen Stadt, der abwechslungsreiche und menschlich so belehrende Aufgabenkreis, die wertvollen persönlichen Bekanntschaften hatten mich sehr bald in Rom heimisch fühlen lassen. Mein täglicher Gang zum Institut durch die herrliche Villa Borghese, an ihrem Schmuckkästlein, der Galleria Borghese und am Äskulaptempelchen mit dem von Schwänen belebten Teich vorbei, der Genuss der unvergleichlichen Sehenswürdigkeiten des antiken und mittelalterlichen Roms, die erquickenden Ausflüge in die Campagna, das Versenken in die Lebensgewohnheiten und Sitten der städtischen und ländlichen Bevölkerung, alles das hat eine unvergessliche Erinnerung an Rom hinterlassen. Wenn nach dem trockenen regenlosen Sommer allmählich mit fast mathematischer Genauigkeit der Regen einsetzte und mit einem Schlage den verdorrten Rasen der Villa Borghese in frisches Grün verwandelte, die Luft mit köstlicher Frische erfüllte und die Städtchen und Dörfer in den nahen

Albaner und Sabiner Bergen in der reinen Luft mit schimmernder Klarheit und Helle herüberleuchteten, oder wenn mein Diener mir dann täglich die herrlichen Muskatellertrauben ins Arbeitszimmer brachte und deren wundervolles Aroma den Raum erfüllte, so genoss ich in vollen Zügen das unvergleichliche Ambiente Roms. Wenn wir Deutschen unserem Gefühl einen besonders starken Ausdruck geben wollen, so sprechen wir wohl von unbeschreiblich schön und dergleichen. Der Italiener gebraucht dafür das ausdrucksvollere Wort „incantevole“. Man kann das Schöne nicht nur nicht beschreiben sondern nicht einmal „besingen“, was doch der höchste Ausdruck menschlicher Beglückung ist. Mit freundschaftlichen Empfindungen gedenke ich meiner zahlreichen Mitarbeiter aus den verschiedenen Nationen; der tägliche enge Verkehr mit ihnen in ihrer eigenen Sprache – ich bediente mich jeden Tag der fünf Sprachen Französisch (unserer Amtssprache), Englisch, Italienisch, Spanisch, Deutsch – ließ mich einen tiefen Einblick in die Mentalität anderer Völker tun, ein gerechtes und von jeder nationalistischen Überheblichkeit freies Urteil über ihren Wert und ihre Vorzüge gewinnen und jedes geringschätzige Herabsehen auf sie als eine abscheuliche Lüge und Heuchelei verachten lernen. Der Blick auf die Zerstörungen des Ersten Weltkrieges und die ungleich größeren materiellen und seelischen Verheerungen des Zweiten Weltkrieges vertieft mein schmerzliches Bedauern über die durch menschliche Unvernunft und Unmoral erfolgte Zerschlagung so wertvoller und verheißungsvoller Ansätze fruchtbarer und friedlicher Gemeinschaftsarbeit der Völker, wie sie das Internationale Landwirtschafts-Institut in Rom in der verhältnismäßig kurzen Zeit seines Bestehens entwickelt hatte. Nach dem Ersten Weltkrieg sollte es mir vergönnt sein, als Mitglied des engeren Ausschusses des Instituts an seinen Arbeiten erneut Anteil zu nehmen.

In Berlin stürzte ich mich gleich wieder in meine Arbeiten im Stellvertretenden Generalstab, die immer umfangreicher wurden. Die Nachrichten der Auslandspresse wurden gedruckt, was auch eine zusätzliche Arbeit bedeutete.

<Sehr bald stellte sich nach Kriegsbeginn eine Verknappung der Ernährung für Mensch und Vieh ein>. Im Laufe des Jahres 1915 rief mich eines Tages Geheimrat Mueller, der frühere Delegierte Deutschlands in Rom an und bat um eine Zusammenkunft. Hierbei machte er mir den Vorschlag, als sein Mitarbeiter in den Kriegsausschuss für Ersatzfutter einzutreten, den er zusammen mit Bankdirektor Schröder-Königsberg als Vorstand leitete. Aufgabe dieses Ausschusses war es, die Möglich-

keit der Ersatzfutter-Beschaffung für den deutschen Viehbestand zu prüfen und Verfahren zur Erzeugung solcher Ersatzfutter zu fördern und industriell auszuwerten. Da mich eine solche Aufgabe wieder in engere Berührung mit meinem beruflichen Gebiet zu bringen versprach, entschloss ich mich das Angebot anzunehmen, allerdings unter der Voraussetzung einer zunächst nur halbtägigen Beschäftigung, da ich meine Arbeiten im Stellvertretenden Generalstab nicht so schnell verlassen konnte. Major von Herwarth stimmte dieser Regelung zu und so war ich eine Reihe von Monaten abwechselnd an beiden Stellen tätig, bis ich Anfang 1916 hauptamtlich zum Kriegsausschuss übersiedelte. Bis zu meiner neuen Tätigkeit hatte ich von meinem Gehalt des Instituts gelebt und erhielt nun zum ersten Male wieder eine Vergütung für meine Tätigkeit. Der Vorstand hatte mir als Vergütung ein nicht sehr hohes Monatsgehalt mit einer Beteiligung am Umsatz meiner Abteilung vorgeschlagen. Diese letztere Regelung war mir völlig neu, aber ich nahm sie ohne weitere Diskussion nach den Vorschlägen des Vorstandes an.

Die Tätigkeit meiner Abteilung entwickelte sich schnell zu einem erheblichen Umfang, so dass ich bald über einen größeren wissenschaftlichen und kaufmännischen Mitarbeiterstab verfügte. Mit unserer Förderung wurde aus Leimleder, einem Abfallprodukt bei der Lederverarbeitung, das in der Hauptsache aus bindegewebigen Substanzen wie Knorpelstücken, Schwanzteilen und der Innenhaut anhaftenden gallertartigen Teilen bestand, das sogenannte Leimlederfutter gewonnen, das einen Gehalt an leicht verdaulicher Stickstoffsubstanz enthielt und sich in Fütterungsversuchen als brauchbarer Ersatzstoff bewährt hatte. In ähnlicher Weise wurden Knochen verarbeitet, Schilf und dergleichen. In anderen Abteilungen des Kriegsausschusses wurden Verfahren zur Strohaufschließung und Herstellung von Mineralhefe nach den Vorschlägen von Geheimrat Delbrück vom Institut für Gärungsgewerbe gefördert. In meiner Abteilung nahm im späteren Verlaufe die Verwertung von Tierkadavern im besetzten Gebiete eine wachsende Bedeutung an.

In dem sehr strengen Winter 1916/1917 fuhr ich mit Dr. Haefke, dem ersten Sachverständigen für Kadaververwertungsanlagen in Deutschland, an die Ostfront zu Besprechungen mit den militärischen Stellen in Warschau, Wilna, Kowno, Grodno, Bialystock usw. zwecks Errichtung von Tierkörperverwertungsanstalten im besetzten Gebiet, die auch in die Praxis umgesetzt wurden. Wenn auch meine Tätigkeit infolge des wachsenden Mangels an Rohstoffen großen Schwierigkeiten begegnete,

so befriedigte sie mich doch sehr, da immerhin Erfolge nicht ausblieben.

Zuerst hatten wir unser Büro in dem idyllischen stillen Winkel des Matthäi-Kirchplatzes gegenüber der kleinen Kirche, zogen aber bald wegen Raummangels mit meiner Abteilung in die Lützowerstraße gegenüber der Markthalle, wo wir im Rütger-Haus eine ganze geräumige Etage füllten. Infolge des stark gestiegenen Umsatzes meiner Abteilung erwachsen mir bald erhebliche Ansprüche an Tantiemen, was beim Vorstand nicht angenehm empfunden wurde. Es entstanden Auseinandersetzungen, als der Vorstand das Abkommen mit mir in einer mir ungerechtfertigt erscheinenden Weise abändern wollte, wogegen ich an sich nichts einzuwenden hatte. Es verdross mich aber sehr, als ich sehen musste, dass der Vorstand glaubte, durch meine Freistellung vom Militärdienst einen Druck auf mich ausüben zu können.

So machte ich kurzen Prozess, kündigte meine Stellung und meldete mich mit Empfehlung von Major von Herwarth freiwillig beim 3. Garde-Feldartillerie-Regiment, bei dem ich im Februar 1917 eintrat. Ich kam auf eine bereits mit 13 Mann belegte Stube und bezog das letzte freie Bett oben in einer Ecke. Meine Stubenkameraden waren meist ältere Leute und nur zum kleinen Teil noch in jüngeren Jahren. Es waren prächtige einfache Leute, zu denen ich bald ein schönes kameradschaftliches Verhältnis gewann. Sie waren mir in jeder Weise behilflich und einer unterstützte mich ohne irgendeine Bitte von mir ohne weiteres bei dem etwas ungewohnten Dienst des Putzens der langen Stiefel. Da meine Stubenkameraden bereits in der Ausbildung weiter waren, nahm sich ein Unteroffizier meiner in einem Spezialunterricht zunächst an, wobei das vorschriftsmäßige Grüßen eine besondere Rolle spielte. Eines Morgens fragte er mich, welchen Beruf ich hätte. Als ich ihm dann sagte, ich sei Abteilungsleiter am Internationalen Agrarinstitut in Rom gewesen, meinte er verständnissinnig: „Na ja, ich habe mir schon gedacht, dass Sie gewissermaßen ein gebildeter Mensch sind.“ Der Dienst am Geschütz und die Instruktion im allgemeinen fanden mein Interesse, nur stieß mich der gesucht rohe und unanständige Ton eines Unteroffiziers aufs höchste ab. Gewiss ist das Soldatenhandwerk ein rauhes Handwerk und Samtpfötchen passen nicht dazu. Aber die Disziplin und Ordnung lassen sich auch aufrecht erhalten ohne die Häufung von gemeinen Ausdrücken. Wie die Wehrmacht eines Volkes nur aufgerufen werden darf zur Verteidigung seiner edelsten Güter, seiner Freiheit und seines Rechtes, so soll sich auch dieses tiefe Ethos in den äußeren Formen ausdrücken, die ein Spiegelbild der sauberen inneren Einstellung

sind. Ich war wenige Wochen in der Kaserne in der Kruppstraße, als ich einen Brief eines alten Bekannten, des Dr. Jenny, erhielt, in dem er mir mitteilte, dass er mich für eine wirtschaftliche Mission dem Kriegsausschuss für Öle und Fette auf dem Balkan vorgeschlagen habe und mir empfahl, meinerseits Schritte zu meiner Entlassung aus dem Militärdienst zu tun. Dies lehnte ich ab und erklärte Dr. Jenny, wenn ich durch Intervention des Kriegsausschusses mit der Mission nach dem Balkan betraut würde, könnte ich annehmen. Von mir aus würde ich nichts dazu tun.